FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 62/2023

Bitte lächeln!

Editorial S. 2
Arche (Thomas Glatz) S. 4
Hüte dich vor dem Plastik, denn es wird klein … S. 5
Bilderwitze (Thomas Glatz) S. 7
Gedichte aus der Zukunft VII S. 8
Die Wette der drei Konservatoren (Thomas Glatz) S. 8
Herbstwind (Helmut Glatz) S. 8
Gesicht (Johannes Witek) S. 9
Galerie der zweimal erfundenen Namen X S. 11
Miles und Coltrane (Johannes Witek) S. 12
When we go to the beach S. 13
Langeweilegedichte (Helmut Glatz) S. 16
Der Entschleunigungsuchende (Thomas Glatz) S. 16
Ich will kein Gedicht schreiben (Helmut Glatz) S. 17
Cpt. Kirk &, Teil 34 S. 18
Umgedrehte Readymades XXI (Thomas Glatz) S. 19
Alice in Videoland S. 23
Aus dem Plattenarchiv S. 26
Ohne Denken ist‘s auch blöd: Lieber Cyborg als Göttin (Lisa Meinecke) S. 27

Editorial

Jetzt ist es fast geschafft, das Jahr 2023. Nichts, was in den letzten Monaten passiert ist, konnte dabei anscheinend dazu beitragen das weit verbreitete Krisengefühl zu dämpfen. Im November 2023 wählen die Niederländer die Partei des lokalen Rechtspopulisten Wilders mit über 23% an die vorderste Position. Eine weitere deprimierende Niederlage der Mitte und erst recht der Linken und eine, die die These vom Rechtspopulismus als ein Phänomen Osteuropas erschüttert und das Klischee der grundsätzlich liberal eingestellten Holländer gründlich durcheinander wirbelt. Wilders will den Islam in den Niederlanden verbieten, raus aus der EU und allgemein eine Art ‚Dutch first‘-Politik fahren und erfährt damit in einer stark von einer Migrationsdebatte geprägten Stimmung starke Zustimmungswerte. Selbst wenn er keine Regierungsbildung zustande bekommt, bleibt das soziale Phänomen des populistischen Rechtsrucks in mehr oder minder allen demokratisch verfassen Staaten. Sie scheint die einzige mobilisierende Erzählung zu sein in einer Welt, in der kein sozialer Fortschritt mehr glaubwürdig versprochen werden kann. Am Ende einer neoliberalen Governance-Phase kann der aufgeklärte Liberalismus anscheinend kein Projekt mehr anbieten, das eine Mehrheit hinter sich bringt. Die Zukunft ist kompliziert und im Sinne der klassischen materiellen Ausstattung aller Wahrscheinlichkeit nach nicht

rosig. Das reicht nicht um Zustimmung zu bekommen – vermutlich vor allem weil soziale Gerechtigkeit in keiner Erzählung wirklich enthalten ist. Die Ankündigung, dass es auch nach Covid mit dem krisenhaften Überlebenskampf weitergeht und jedwede Form von Solidarität nicht zu erwarten ist, ist fast schon eine Einladung zur national-ethischen Entsolidarisierung.

Da ist es fast schon eine Nebennotiz, dass in Argentinien im zweiten Wahlkampf ein Präsidentschaftskandidat gewonnen hat, der als autoritärer Radikallibertärer mit Verdacht auf Dachschaden seinen Staat in der Krise annähernd komplett schleifen will. Es sind die Geister des Gestern, der Phase des Neoliberalismus, die hier als Farce erneut auftreten.

Zudem erlebt Corona im Verbund mit klassischen grippalen Infekten ein Revival, das aber von Bevölkerung und Behörden keiner Ausnahmebehandlung mehr unterzogen wird. Gesellschaftlich herrscht in dieser Hinsicht anscheinend der unbedingte Wille eines ‚zurück zu normal'. Die Maske – Kernpunkt der Konflikte in der Pandemie – ist nur sehr sporadisch zu sehen. Dabei ist gefühlt mehr Covid als letztes Jahr zu Weihnachten, trotzdem ist man weitgehend unhinterfragt in der endemischen Phase angekommen – zumindest in der kollektiven Wahrnehmung. Medial rangiert das Thema weit hinter den anderen Krisen, die die Welt aktuell beschäftigen.

Die Friktionen setzen in der Tristesse der Krise trotzdem auf ein breites Themenspektrum. Lisa Meinecke war so nett ihr Skript zum erhellenden zweiten Vortrag aus der Reihe ‚Ohne Denken ist's auch blöd', die seit diesem Jahr zusammen mit dem Department of Volxvergnügen im Münchener Westend veranstaltet wird, zur Verfügung zu stellen. Der Text stellt die Eckpunkte des Denkens einer der einflussreichsten posthumanistischen Feministinnen des 20. Jahrhundert vor: Donna Haraway. Thomas Glatz beschäftigt sich dieses Mal mit Reiseorganisation im Fall von Großkatastrophen (Sintflut), Insiderauseinandersetzungen in der Kunstszene und der postmodernen Ausbeutung der ohnehin nach Jahrhunderten Zivilisationsentwicklung weitgehend zugerichteten Naturräume. Zudem setzt er seine beliebten Rubriken ‚Umgedrehte Readymades' und die ‚Bilderwitze' fort. Helmut Glatz ist mit Miniaturen rund um das Schreiben und den Herbst vertreten. Johannes Witek fasst die Tristesse, die zweifelsohne den Zeiten aktuell eigen ist, in seine wunderbare Lyrik, selbst wenn das an dieser Stelle wahrscheinlich nicht die ganz treffende Bezeichnung ist.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen' zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, Dezember 2023

Impressum:

Friktionen sind in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form erschienen.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Arche

2 Laptops

2 externe Festplatten

2 Smartphones

2 Smartphoneladekabel

2 Zahnbürsten

2 Wattestäbchen zum Ohrenausputzen

2 Seifen

2 Kühlschränke

2 Spülmaschinen

2 Scanner

2 Drucker

2 Aktenvernichter

2 Nassrasierer

2 Langhaarschneider

2 Waschlappen

2 Handtücher

2 Kompasse

2 Ferngläser

2 Packungen Trinkwasseraufbereitungstabletten

2 Paar Socken

2 Paar Hausschuhe

2 Paar Straßenschuhe

2 Scheren

2 Kleber

2 Packungen Heftpflaster

2 Nagelknipser

2 Sägen

2 Hämmer

2 Akkuschrauber

2 Globen

2 Atlanten

2 Regenschirme

2 Tuben Sonnenmilch

2 Flaschen Shampoo

2 harte Bleistifte

2 Blöcke Papier

2 Flachbildschirme

2 Warndreiecke

2 Verbandskästen
2 Packungen Monatsbinden
2 Briefcouverts
2 Fliegenklatschen
2 Hemden
2 Hosen
2 Unterhosen
2 Pullover
2 gute Bücher
2 Kleinkalibergewehre
2 Geburtsurkunden
2 Testamente
2 Särge
Thomas Glatz

Hüte dich vor dem Plastik, denn es wird klein …

Sie sind die fiesen Mädels auf der Highschool. Beherrscherinnen des sozialen Felds und jederzeit bereit mit Manipulationen und sozialem Druck ihre Position zu halten bzw. auszubauen. Der Rest der Schule, der nicht in ihrem exklusiven Kreis mitspielen kann bzw. darf, nennt sie die ‚Plastics'. Die Zeichnung dieser Figuren, die in der an sich eher seichten High-School-Komödie Girls Club – Vorsicht bissig! (Mean Girls) aus dem Jahr 2004 vorgenommen wird, ist nicht untypisch für das Genre ‚amerikanisches Teenageruniversum mit seinen Problemen'. Die Gruppenbezeichnung, die den Ekelgören von ihren Mitschüler:innen untergeschoben wird, verweist aber durchaus auf den kulturellen Karriereknick einer Materialgruppe, die den Nachkriegsfordismus wie kaum keine andere materiell befeuert hat und deren Verwendung die Konsumwelten der Industrieländer seit den 1950er-Jahren geprägt hat. Angetreten als nächste Stufe der technischen Werkstoffentwicklung, ausgestattet mit Eigenschaften, die mannigfaltige Anwendungen und Problemlösungen bereitstellte und vermeintliche unendlichen Verfallsdaten, rückten spätestens mit der Jahrtausendwende die Nebenfolgen mehr und mehr ins Zentrum der Wahrnehmung – ein Sinnbild für den Shift, den das Verhältnis zu ‚ihrem' Industriesystem bei den meisten Bewohnern der westlichen Industriestaaten in den letzten 50 Jahren genommen hat. Plastik ist genauso out wie stinkende Großindustrieanlagen im Wohngebiet, die toxische Abfälle produzieren.

Dabei hat alles so hoffnungsvoll begonnen. Der nachholende Konsum nach dem Sieg über den Faschismus in fast allen Industrieländern wurde begleitet von der Ausbreitung der vermeintlichen Allzweckwaffe Plastik, einer Werkstoffgruppe, die die Lösung für viele technische Probleme bei der Produktgestaltung bot und nur von konservativen Geistern als künstlich und entfremdet zurückgewiesen wurde. Basierend auf fossilen Brennstoffen der Erdölökonomie war die unterstellte extreme Langlebigkeit noch ein Versprechen und keine Drohung. Die neue Stoffgruppe ermöglichte auch eine Weiterführung des Umbaus der Lebensmittelindustrie. Die eingeschränkte chemische Reaktivität prädestinierte Plastik für den Einsatz als Verpackungsmaterial und separierender Stoff, der biologische

Prozesse – soll heißen Fäulnis und Zersetzung – unterbindet. Der Supermarkt mit vorverpackten Kleinportionen ist nach wie vor eine Welt voll von Kunststoff, des Materials der Hygienegesellschaft und als vollständig menschengemachter Stoff ein Symbol technischer Machbarkeit.

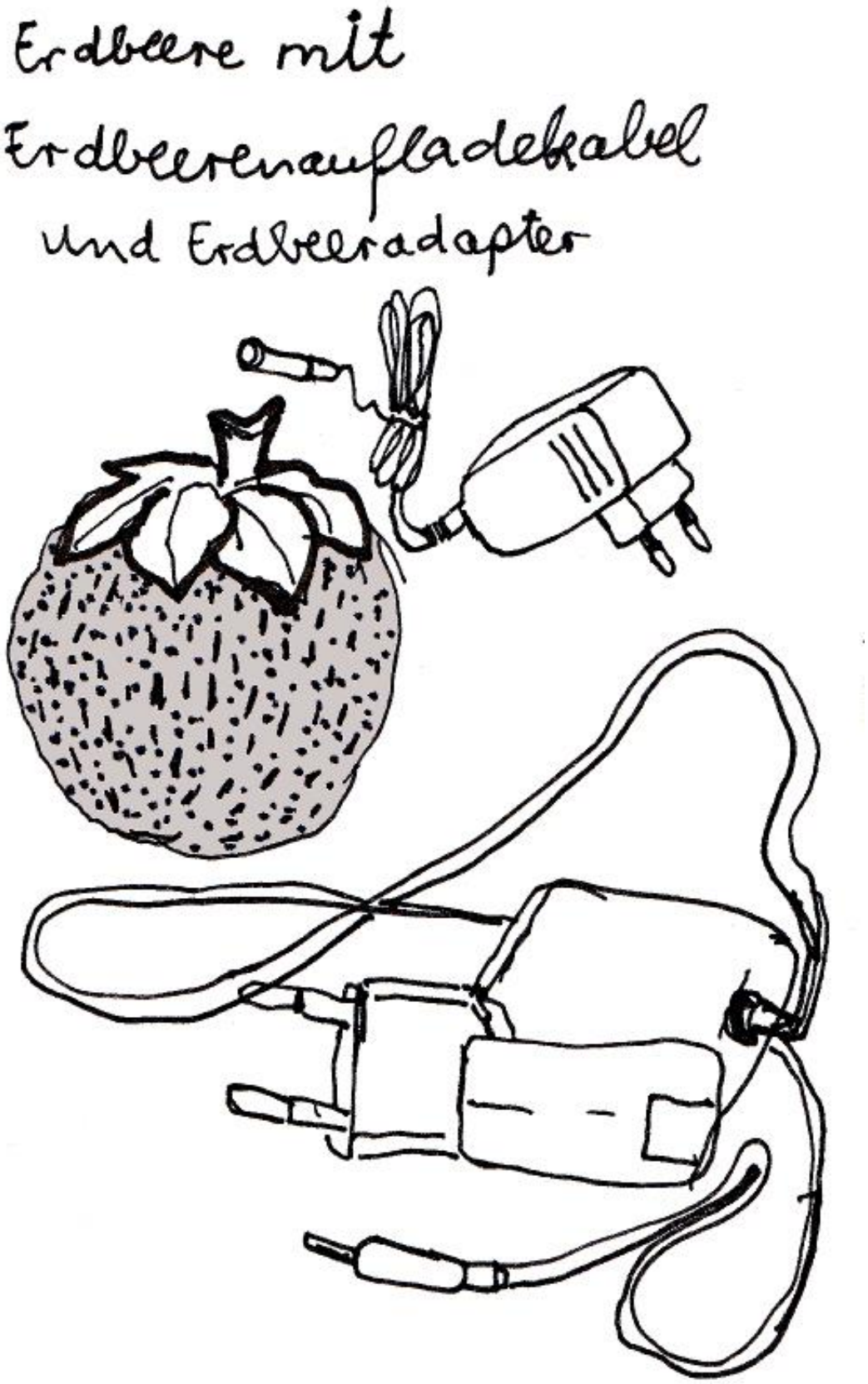
Es sind die sozialen Umbrüche der späten sechziger Jahre, in der die Baby-Boomer Generation ihren Platz in der Welt suchte, in der erste Zweifel an den Segnungen des Kunststoffs aufkommen, genau wie an denen des Kapitalismus. Die technischen Großunfälle der 1970er und 1980er-Jahre lenken die Aufmerksamkeit auf die Nebenfolgen des Industriesystems und ‚Natürlichkeit' bekommt einen neuen Stellenwert im Kulturpuzzle der neuen sozialen Bewegungen. Noch ist es eher ein lebensstilgebundenes Unbehagen, das die Forderung ‚Jute statt Plastik' zum Symbol für die Ablösungsbestrebungen kunststoffbasierender Technologien macht. Zu dieser Zeit sind die Nebenfolgen der zwischenzeitlich massenhaften Verwendung dieses Werkstoffs noch gar nicht vollständig verstanden und ‚Ökos' und avantardistisches Design in Kunststoff stehen sich weitgehend unvermittelt gegenüber. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Position gegenüber dem Industriesystem.

Die Jahrzehnte vor dem Jahrtausendwechsel ebnen die Diskussion ein, teilweise durch Verwissenschaftlichung des Diskurses, teilweise auch durch Abmilderung der schlimmsten Nebenfolgen – sowohl des Plastikkonsums (thermische Verwertung, Mehrfachverwendung) als auch des Industriesystems (‚Umweltschutz', Mindeststandards in der Industriearbeit in der damals noch so genannten ersten Welt).

Plastik und Kapitalismus werden nach dem Ende der bipolaren Weltordnung ubiquitär. So richtig zufrieden ist man mit beidem nicht, aber die jeweils schlimmsten Auswüchse gelten als besiegt. In Europa stagniert die Verwendung von Kunststoffen seit der Jahrtausendwende trotz moderaten Wirtschaftswachstums, während weltweit die Verwendung weiter eskaliert. Zumindest in der ehemaligen ersten Welt wird aus einem verwendungsausweitenden Siegeszug ein stabiler Bestandteil des Lebens.

Bis die Wissenschaft den Burgfrieden aufkündigt. Es ist das Meer, der geduldige Riese, das schier unerschöpfliche Reservoir für die Aufnahme von Nebenfolgen menschlichen Handelns, das hier als Quelle der neuen schlechten Nachrichten herhalten muss. Plastik mag für die Ewigkeit gemacht sein, aber leider nicht in seiner ursprünglichen Warenform. Das Zeug versprödet, zerfällt in kleinste Einheiten, die als sogenanntes Mikroplastik alle Ökosysteme durchdringen. Das Meer ist hier am meisten betroffen, aber auch Flora und Fauna an Land kommen nicht ungeschoren davon. Wie die Marktwirtschaft hat sich der Stoff in die Feinstrukturen der Existenz eingenistet – in einer Form, die auf absehbare Zeit nicht wieder rauszubringen ist. Zu grob und unförmig sind wir Menschen um diesen Mikrophänomenen demnächst Herr zu werden. Jeder muss sein Päckchen Mikroplastik und konkurrenzinduzierte Einsamkeit mit sich herumtragen – bis wir irgendwann eine bessere Lösung gefunden haben – oder nicht mehr da sind.

Bilderwitze



Thomas Glatz

Gedichte aus der Zukunft VII

Sozialdemokraten
gibt es im Neubauviertel
nurmehr als Straßennamen.

Die Wette der drei Konservatoren

Der Typ, auf dessen Sweat-Shirt *so called artist* stand, hat uns kürzlich in einem Szenecafé in Bad Gnob eine Geschichte erzählt.
Drei Konservatoren hätten eine Dose *artist´s shit* von Piero Manzoni von 1961 geöffnet um zu sehen, was drin sei. Vorher hätten sie aber gewettet. Einer hat darauf gewettet, in der Dose sei gar nichts drin. Höchstens die berühmte Duchampsche Pariser Luft, also nur Luft.
Der zweite hat gewettet, in der Dose sei bestimmt Tomatensuppe, eine Anspielung auf Warhols *Tomato Soup*.
Der dritte hat drauf gewettet, dass in der Dose tatsächlich Piero Manzonis Künstlerscheiße drin sei.
Wie sie die Dose aufmachten, ist da weder Luft noch Tomatensuppe, sondern Scheiße, aber nicht die Scheiße von Manzoni, auch nicht die Scheiße eines seiner Assistenten oder engem Vertrauten. Es war die Scheiße einer Unbekannten Person!
Die Kunstgeschichte muss umgeschrieben werden!
Thomas Glatz

Herbstwind

Wie nervös er heute ist
Handstandüberschlag im Gemüsebeet
Fechterflanke über die Hecke
Hockwende im Apfelbaum
Setze dich auf die Wäscheleine und sei still
schimpfe ich

Wie er da mit dem Handtuch winkt
mit den Beinen meiner frischgewaschenen Hose flattert
Diese pubertären Herbstwinde
Immer nur Unsinn im Sinn
Das hätte ich nicht sagen sollen
Er schwingt sich aufs Hausdach
und klappert wütend mit den Ziegeln

Helmut Glatz

Gesicht

Sein Raum blank
und charakterlos
wie eine Mönchszelle,
nur zu durchschnittlich dafür,
mitten im Zentrum,
Fenster raus auf eine
Straßenbahnhaltestelle,
ein Kleiderhaken am
Fenstergriff –
ein rauchender Mann in einer
blauen Latzhose geht am
Fenster vorbei,
die Geschichte der Welt im
Gesicht:

‚Warum keine Fotos,
Erwin?'
(Natürlich heißt er nicht so.)
‚Der Wohnraum ist das Fenster
zur Seele.'

‚Hee, he. Hee, he.'

‚Souvenirs von
Reisen. Fotos von Tieren.
Blumen. Eine Cousine.
Irgendwas?'

‚Fotos lügen. Der Rest
auch.'

‚Musik?'

‚Nur als numerische Verlängerung
von Möglichkeiten.'

‚Bücher?'

‚Pfff.‘

‚Radio? Kino? Geselliges Zusammensein
an einem Nachmittag mit Freunden?‘

‚…‘

‚Geld?‘

‚Engagement ist da,
aber meistens fällt es zu kurz.‘

‚Etwas, Erwin. Etwas muss
da sein. Irgendwas.‘

‚…‘

‚Aber wohin gehen wir dann
von hier?‘

‚Scheißen.‘

‚Apropos …‘

‚Die Tür am Gang ganz hinten. Am besten
häufig zwischenspülen, der Wasserdruck reicht nicht
mehr für größere Haufen.‘

Draußen am Gang treffe ich den Mann in der
blauen Latzhose.

‚Ich übernehme ab hier‘, sagt er zu mir.

‚Ok‘, sage ich. ‚Heute ist er wieder
speziell schwierig.‘

‚Selbe alte Geschichte‘, sagt der Mann in der Latzhose.
‚Hört nicht auf.‘

Draußen scheint die Sonne und es ist Sommer.
Ich gehe zur Straßenbahnhaltestelle und warte,
aber nichts kommt, es ist nicht mal eine richtige Haltestelle.

Ich gehe die Straße runter und beschließe,
mir ein Eis zu kaufen, vielleicht Pistazie,
das hatte ich das letzte Mal als Kind.

Johannes Witek

Galerie der zweimal erfundenen Namen X

Es ist ein alberner, aber ein Stück weit zur Gewohnheit gewordener Spleen aus meiner Spätpubertät sich vermeintlich lustige Namen für Bands auszudenken, die bisher nicht existieren. Die meisten dieser Namen kommen nicht über einen gekritzelten Eintrag in einem Notizheft hinaus. Andere hingegen erscheinen amüsant genug um wenigstens virtuell zu prüfen ob denn im Zweifelsfall Verwechslungsgefahr bestünde. Das Internet bietet hier die gleichzeitig interessante wie frustrierende Möglichkeit festzustellen, ob man denn der oder die Erste ist mit der Idee. Das ist wichtig in einer innovationsverliebten Zeit, die trotzdem auch nach Unterscheidbarkeit und Einzigartigkeit giert. Am Ende will man ja auch niemanden etwas wegnehmen. Bei den meisten meiner Kreationen stellt sich dann auch tatsächlich heraus, dass schon jemand anderes nicht nur auf die Idee gekommen ist, sondern den Namen auch mit einem konkreten Projekt verbunden hat. Das schmälert im Einzelfall den Unterhaltungswert natürlich in keiner Weise. Daher: Vorhang auf für das zehnte Exponat aus der Galerie der zweimal erfundenen Namen!

Punkstelle

Hier haben wir eine wenig rätselhafte Verballhornung vor uns, die noch dazu assoziativ mit Gewalt auf genau jenes Genre abzielt, das gerne mit dieser Art von Namensverunstaltungen spielt. Was ist naheliegend für eine Namensfigur bei der es darum geht, Punk zu tanken? Eine gut in den Punkklassikern bewanderte Coverband vielleicht? Punkstelle wäre dann eine Art Karnevalsband für ehemalige oder aktuelle Punks. Professionell ausgebildet und in der Lage die 200 größten Klassiker des Genres jederzeit auf Zuruf zu spielen. Exzesse (zumindest die nicht gespielten) würden sich hier in engen Grenzen halten, denn ein Musikerleben, das ein Auskommen bescheren soll, ist auch so anstrengend und fordernd genug. Visuell hätte man natürlich alles in Sachen Kostümierung drauf, dass man für einen ‚echten Punk' braucht. Etwas aufwendigere Reisetätigkeit müsste wahrscheinlich auch in Kauf genommen werden. Als Special Interest-Projekt wird ein Spielen um den Kirchturm

wahrscheinlich nicht genügend Umsatz generieren – außer es ist nur ein Nebenprojekt einer ganz klassischen Hochzeits- und Kirmeskapelle.

Punkstelle (Webseite mit Veranstaltungshinweisen zu Punk und Hardcore im Raum Köln)
Die tatsächlich naheliegende Namensbedeutung wird in der Realität des Jahres 2023 von einer Website bedient (https://www.punkstelle.de), die Konzerte listet, die im weitesten Sinn den Genres Punk und Hardcore zuzuordnen sind und im Raum Köln und Bonn stattfinden. Die Seite ist einfach und genregemäß aufgezogen und scheint eher das Hobby eines oder mehrerer Menschen zu sein, die dem Thema verbunden sind.

Punkstelle, die drei von der (Titelausschnitt einer Punk-Operette)
Eigentlich ist es keine Überraschung, dass man ausgerechnet bei den altgedienten Satire-Assipunks ‚Die Kassierer' erneut auf die Punkstelle trifft. Bei der zwischenzeitlich zumindest gelegentlich in der Hochkultur angekommenen Combo stand Mitte 2020 eine Operetteninszenierung einiger ihrer Songs an, eingebettet in eine krude, kassierertypische Story (Bösewicht verdirbt das Bier im Ruhrpott). Unter dem Titel "Die Kassierer und Die Drei von der Punkstelle" kam das Ganze im Theater Dortmund zur Aufführung (https://www.theaterdo.de/produktionen/detail/die-kassierer-und-die-drei-von-der-punk-stelle/).
Die Macher setzten dabei noch eine Referenz mehr drauf als den reinen Punkbezug. ‚Die drei von der Tankstelle' ist historisch wirkmächtige leichte Unterhaltung in Form einer Filmoperette, die 1930 und 1955 gleich zwei Mal verfilmt, sich vor allem aufgrund der enthaltenen Gassenhauer ins kollektive Gedächtnis der älteren Generation eingebrannt hat.

Miles und Coltrane

Ein kühler Wind
der die Vorhänge hebt
und den Schweiß auf
deiner Stirn trocknen
lässt:

ein Raum in einem Raum
in einem Raum
der zu einer Treppe führt
die irgendwohin führt

Johannes Witek

When we go to the beach

Was soll die Literat:in schon anfangen mit einem Strand in einer Abendsonne, die ihre unbarmherzige Grelle bereits verloren hat und ein eher goldenes Licht über den Sand und die sanften Wellen wirft? Was macht man aus einem derart konventionellen Sujet? Liebe muss ins Spiel kommen und Menschen, die beim Anblick dieser Landschaft etwas finden, das schon lange verloren geglaubt schien. Vielleicht entsteht auch etwas Neues, wird an diesem Ort der Erholung und Romantik erst gestiftet um dann ein gemeinsames Leben lang zu halten. Situationen wie diese, von der Literat:in blumig aufbereitet, klingen in einer postromantischen Zeit der Kriege und Krisen irgendwie unglaubwürdig und ein bisschen wie aus der Zeit gefallen.

Deswegen wandern wir mit unserer Geschichte erst einmal ein Stück weit weiter, weg von den in der Nähe der Strandbar flanierenden alten und neu gebildeten Pärchen. Ein paar Kilometer entfernt am Ufer, wo das knorrige vertrocknete Unkraut schon etwas höher steht und die Fensterläden der Gebäude auch in Strandnähe ein klein wenig verblichener sind, treffen wir Ahmed. Er hat keinen Blick für die Sonne und Landschaft, kann sich nur schwer auf das Gefühl von feinkörnigem Sand unter den Füßen einlassen, denn er ist nicht nur heute hier, sondern regelmäßig im Rahmen seiner Arbeit. Als Angestellter der Umweltbehörde ist er mit der Entnahme von Proben aus den kleinen Flüssen befasst, die im Sommer nurmehr Rinnsale sind und ihre kraftlos gewordenen Restwassermengen in die meist milde Brandung entlassen.

Bewaffnet mit seinen Probenbehältern watet er zügig durch die Zuflüsse um dann in den Norden der kleinen Stadt am Meer zu fahren, in das Viertel, in dem sich Büro und Labor der Behörde in einem unscheinbaren, achtlos gestalteten Betonbau befinden. Ahmed ist von je her sein eigener Laborant. Die Behörde ist nicht groß und die jährlichen Etatdebatten hart. Trotzdem mag er seinen Job im Großen und Ganzen. Die Überwachung der Wasserqualität ist dabei eher eine Trübung im Gesamtbild. Das hat weniger mit der eher fisseligen Analysearbeit zu tun, denn Ahmed hat durchaus einen Hang zu Details und die Beschränkungen des kleinen Labors sind schon längst zur unhinterfragten Normalität geworden. Es sind die Ergebnismanipulationen, die er auch heute wieder vornimmt um die Einleitungen der kleinen Fabrik im Norden des Orts zu verschleiern, die den Klumpen im Magen wieder deutlicher spürbar werden lassen. Messergebnisse ermitteln, dann im Kopf auf plausible Werte unterhalb des Verbotenen herunterrechnen – eine wöchentliche ungeliebte Routine.

Später, wenn die Sonne schon ein wenig tiefer steht, geht es dann nach Hause. Das kleine Anwesen, erworben in bessere Zeiten, steht weit weg vom Strand, in einer Gegend, die noch immer bescheidenen Wohlstand ausstrahlt, trotz der Krise der letzten Jahre. Sein Haus fällt hier inzwischen negativ auf. Es sind die kleinen Vernachlässigungen, die auf den Zeit- und Geldmangel hinweisen, der Ahmed plagt, aber trotzdem nicht für Getuschel in der Nachbarschaft sorgt. Man weiß um seine Situation. Ahmed schaut wie immer als erstes nach Amara. Er findet seine Frau bei kleinen Verrichtungen in der Küche. Sie konnte also aufstehen und sich ein bisschen bewegen. Sogar ein paar ‚Wie war Dein Tag?‘-Gesprächsfragmente kommen zustande. Ohne die Fahrten in die Klinik der Kreisstadt wäre sie schon nicht mehr hier – ein unerträglicher Gedanke für Ahmed. Er wäre damals fast an Amaras Diagnose und der Aussicht auf eine Behandlung nur jenseits des Horizonts ihrer finanziellen Möglichkeiten zer-

brochen. Es ging ihm nie um mehr als das Leben, das die Verhältnisse ihm zugewiesen hatten, aber als eben jene Umstände den langsamen aber eigentlich vermeidbaren Tod seiner Frau einforderten, war es genug. Es wurde unmöglich die sanften Anfragen kurz nach dem Skandal um die Abwässer der Fabrik zu ignorieren. Man könne doch über alles reden. Die regelmäßige Bestätigung einer Besserung der Wasserqualität wäre doch im Sinne aller Beteiligten, vor allem im dem seiner kranken Frau, die ja durchaus Perspektiven auf Heilung hätte. Man würde ja auch etwas unternehmen, nur eben vermutlich nicht genug um die ohnehin absurd niedrig angesetzten Grenzwerte zu erreichen. Amara hatte nie gefragt woher das Geld für die aufwändigen Behandlungen kam und sich so der offenen Aushandlung des Konflikts Leben gegen Moral entzogen. Ihre heutige Verfassung war der Lohn für das Unterlaufen von Ahmeds Ethos als Staatsdiener, das er eigentlich stets hochgehalten hatte. Sie essen zusammen mit den Kindern, Amara hält die gesamte Mahlzeit durch bevor sie sich wieder hinlegen muss. Die Kinder setzen das wie meist als selbstverständlich – ein Privileg der Jugend, das Ahmed ihnen gerne gewährt.

Claude wacht erst auf, als Ahmed schon auf dem Weg zum Strand ist. Er hat sich schon längst an die stickige Hitze gewöhnt, die schon kurz nach Sonnenaufgang in dem vernachlässigten Bau am Rand des kleinen Industriegebiets zirkuliert. Schön ist es trotzdem nicht. Er hat noch Zeit für ein einfaches Frühstück bevor er sich auf den Weg zur Arbeit machen muss. An der Strandbar laufen schon die Vorbereitungen für einen weiteren Sonnentag, der für die zahlungskräftigen Touristen ungetrübt verlaufen soll. Claude begibt sich grußlos durch den Hintereingang des kleinen Bretterbaus in die Küche. Mahmed, der Küchenchef von ausladender Statur begrüßt ihn wortlos. Sie wissen beide, was zu tun ist. In der dritten Saison an der gleichen Position im Team sind keine Absprachen mehr nötig. Er bereitet wie jeden Tag die Küche vor und schrubbt zuerst den Dielenboden, angeblich weil man den Schmutz bei Tageslicht besser sehen kann. Ein Mythos. Der Küchenbereich ist bis auf eine Durchreiche zum Gästebereich fensterlos. Die in die Jahre gekommene Neonbeleuchtung macht keinen Unterschied ob die Sonne scheint oder nicht. Claude ist im Sommer fast jeden Tag hier. Strandaufenthalte ohne Meerblick, Fokus auf die Spüle und das schmutzige Geschirr vor ihm. Auch die Pausen finden im Verborgenen statt. Er und die anderen Kollegen ohne Papiere passen nicht in das Bild von Sand und Sonne und sind angehalten es nicht zu stören, schon alleine wegen dem Sicherheitsgefühl der Gäste, sagt die Chefin. Claude schickt einen Großteil seiner kargen Bezahlung nach Hause, da reicht es nicht für ein repräsentatives Aussehen. Im Winter ist das Leben in der Stadt am Strand schwierig. Die Touristen sind weg und feuchte Stürme suchen den Strand heim. Nur wenige Gelegenheitsarbeiten in der Instandhaltung sind zu ergattern und sichern die finanziell wackelige Existenz. Für die Seinen zu Hause bleibt in dieser Zeit nicht viel. Strandspaziergänge haben nicht wirklich einen Platz im Leben von Claude. Rund um die Bar mit ihren entspannten Touristen in romantischer Stimmung ist er nicht wirklich gewollt und wenn er mit der Arbeit fertig ist, ist die Sonne schon untergegangen. Das schlichte Bett im Industriegebiet lockt mehr als der Sternenhimmel. Dort holen sie ihn aber manchmal ein, die Fragen nach der Zukunft und wie es über die Jahre so weitergehen soll. Eine prekäre Arbeit und ein Bett, das hat ihm seine Flucht von zu Hause gegeben. Eine Zukunft, die

besseres bereithält, eher nicht. Was bleibt, ist die Freude darüber, wenn es einmal nicht schlechter wird.

Alice sieht das Meer jeden Tag. Von ihrem Büro im 6. Stock des Hotels hat sie freie Sicht auf die majestätische Wasserfläche. Eigentlich ein Wahnsinn, wirtschaftlich gesehen. Räume mit solcher Aussicht der Verwaltung zu überlassen, aber sie ist immerhin die Managerin dieses Hotels. Am Strand selbst ist Alice selten. Es bedarf schon echter VIPs, die nur eine Entschuldigung der Chefin akzeptieren, denn Krach gibt es immer wieder. Das Hotel hat keinen Privatstrand und ist durch die Uferstraße vom Sehnsuchtsort eines jeden aufrechten Touristen getrennt. Nicht alle Beschreibungen der Anlage machen das im Vorhinein deutlich. Man muss schon genau lesen. Deswegen ist das Schlagwort ‚Strand' in Alices 14-Stunden Tagen ein Reizwort, das sie immer wieder an ihren eigentlichen Aufgaben hindert. Nicht jeder Neuankömmling gibt sich mit den Beschwichtigungen und Richtigstellungen der Rezeption zufrieden und so mancher Nachlass und Freigetränk an der Bar mussten zugestanden werden um aggressiver ausgetragene Auseinandersetzungen zu verhindern.

Alice kennt das Problem an den Meereszuflüssen östlich der Badestrände und sie weiß auch um die Lösung, die die Betreiber dafür gefunden haben. Ein Risiko für den Tourismus und ihr Hotel, aber trotzdem ein Nebenkriegsschauplatz. Als farb- und geruchlose Verunreinigung landet das Thema nicht auf der Beschwerdeliste ihrer Gäste und der Sorge um Umsatz und Bewertungsrankings im Netz frisst ihre gesamte Aufmerksamkeit. Sie träumt davon sich so zu bewähren, dass ein Wechsel in die Hauptniederlassung des Betreibers in den USA reale Möglichkeit wird.

Alice und Ahmed sind sich schon das ein oder andere Mal begegnet, gegen Abend im sogenannten Umweltbeirat. Es war eine Idee des Bürgermeisters hier lokale Unternehmer und Behördenvertreter zusammenzubringen, vor allem um das Thema als adressiert in Broschüren des Tourismusamts aufführen zu können. Aus Sicht von Alice reine Zeitverschwendung. Alle wussten um die Lösung, die für das Emissionsproblem gefunden worden war und einige auch um Ahmeds familiäre Situation. Ergebnisse aus Sicht der Tourismusförderung kamen auch immer wieder zustande. Dem Beirat war es gelungen die Aufmerksamkeit der Stadtverwaltung auf den ein oder anderen Schandfleck in Strandnähe zu richten. Unregelmäßig und weitgehend unbemerkt waren sie verschwunden, die ärmlichen Hütten ohne Baugenehmigungen, angeschmiegt an pittoreskere Bauten auf Restgrundstücken, die eine sinnvolle Verwertung kaum zuließen. Die Bewohner vermutete man am Stadtrand. In den besten Fällen tauchten sie in den Gebäuden bei Claude auf und verschärften das Spannungsverhältnis zwischen den lokalen Armen und den Geflüchteten. Claude und Alice kennen sich nicht, obwohl sie für dasselbe Unternehmen arbeiten. Flüchtlinge wie er finden sich reihenweise auf den mehr oder minder gut zugänglichen Gehaltslisten, verborgen in der Armada der Saisonarbeitskräfte, die den Hotelbetrieb am Laufen halten. Die kraftlosen Einwände des alternden örtlichen Vertreters der Gewerbeaufsicht lassen sich leicht mit dem Hinweis auf die wirtschaftliche Bedeutung der Branche entkräften.

Ahmed, Claude und Alice mögen den Strand, mit dem sie auf die ein oder andere Weise verbunden sind. Sie haben es nur vergessen, vergessen in einem Alltag, der leicht in der Lage ist, die Sonne zu verdunkeln.

Langeweilegedichte

Langeweilegedichte sind wunderbar
langweilig

Langsam
ganz langsam
kriechen sie die Terrassenstufen herauf
wärmen sich an den Sonnenstrahlen
niesen gelegentlich wenn sich
ein weißer Falter auf sie setzt
schauen hierhin und dahin kichern
ins Grün der Bäume
ins Blau des Himmels
Langsam
ganz langsam
kommen sie auf mich zu
einen Kugelschreiber im Mund
Schreib uns auf
sagen sie

Helmut Glatz

Der Entschleunigungsuchende

Hallo Wald, hier bin ich. Ich bin gekommen, um mich waldzubaden und mich ein wenig zu entschleunigen.

Entschleunigen! Bei Dir piepts wohl?

Bei mir piept es nicht im Geringsten! Bei Dir piept es doch in allen Wipfeln und Zweigen.

Dit kann schon sein, wa? Immerhin isset Spätsomma und alle Vöglein noch da. Alle Vöglein alle. Da wird's ja wohl noch büschn piepen dürfen. Stört Dich ditte?

Nein, eigentlich nicht. Deswegen bin ich doch hergekommen.

Wegen dem Vogelsang ist der Herr herjekommen, sachta? Kommt extra wegen dem ständigen Jetschilpe und Jekreische. Ick jloobs ja nich, ick jloobs ja nich…

Ein Zwitschern, ein Piepen, ein Tirilieren, Pfeifen und Zwigezen ist das hier, ein Summen und Brummen! Herrlich! Das kannst Du Dir nicht ausmalen. Manchen Vogel gibt es hier, der singt schöner wie die Vögel. Und die singen hier ja wie gemalt.

Sonst noch wat?

Wo kann ich mich denn hier entschleunigen lassen? Kommt da Jemand? Wird man da bedient?

Nee, dit musste schon allit allene machen! Bin Wald, bin keen Dienstleista und ooch keen Entschleuniga.

Und wo ist der Trimmdichpfad?

Watt?

Der Trimmdichpfad. Hier muss doch auch ein Trimmdichpfad sein. Auf meinem Smartphone zeigt es einen an. Da ist einer eingezeichnet.

So. Hm. Am besten jehste den Weg weita, jehste vor bis zur faulen Fichte, dann links weita, immer hübsch inn Wald rinn, und dann dahin, wo der Pfeffa wächst. Da frachste dann am besten nochma een.

Supi. Danke. Ciao.

Aber hallo!

Thomas Glatz

Ich will kein Gedicht schreiben

Nein ich will kein Gedicht schreiben
ich liege im Liegestuhl
und blinzle den Blättern zu
die über mir im Kirschbaum
den Bauchaufschwung üben

Draußen geht gerade
die Weltgeschichte vorüber
Nein ich will kein Gedicht schreiben
über die Weltgeschichte denke ich
Jedes Blatt am Baum ist eine Geschichte für sich
Kann man lesen wie in einem Buch
Jetzt ist sie stehen geblieben
am Gartenzaun Husch geh weiter!
Ich scheuche sie weg und
werfe eine Kirsche nach ihr
Nein ich will kein Gedicht schreiben denke ich
und blinzle den Blättern zu
die über mir den
Bauchaufschwung üben

Helmut Glatz

Cpt. Kirk &, Teil 34

Cpt. Kirk & der Haushaltsunfall

Unfälle im Haushalt haben zur Zeit Kirks ja viel von ihrem Schrecken verloren. Da schlägt der Fortschritt, zumindest so wie ihn Gene Roddenberry imaginiert hat, von zwei Seiten zu. Zum einen können sich die Menschen des 23. Jahrhunderts auf ein Medizinsystem stützen, das Verletzungen des täglichen Lebensvollzugs ohne größeres Aufhebens geheilt bekommt. Verbrennungen, Schnittverletzungen, Prellungen oder gar Knochenbrüche stellen keine größere Herausforderung mehr dar. Ihre Heilung ist schnell erledigt und bringt keine größere Unterbrechung des Alltags mehr mit sich. Die verbrannte Hand von der vormittäglichen Fettexplosion bei der unsachgemäßen Pommeszubereitung muss Abends auf der Party kein Thema mehr sein, einfach weil sie schlicht nicht mehr da ist. Der Haushaltsunfall ist damit wahrscheinlich auch als Thema weitgehend aus der Alltagskultur verschwunden, so wie das halt mit Themen geschieht, die kein Problem oder Herausforderung mehr darstellen, sondern in den Bereich der unhinterfragten Routine abgesunken sind. Zudem – und das stellt die zweite Dimension des Verschwindens dar – gibt es auch immer weniger Möglichkeiten sich im modernen Haushalt des 23. Jahrhunderts weh zu tun. Auch wenn der Replikator als Ersatz für diverse manuelle Zubereitungen sich erst ein Jahrhundert später auf breiter Front durchsetzt, ist doch von einem hohen Automatisierungsgrad der Küchen auszugehen. Der Roboter bzw. Androide, den man nach 200 Jahren Technikentwicklung eigentlich unterstellen würde, ist zwar auch zu Kirks Zeiten auch noch nicht State of the Art, aber eine Grundautomatisierung, die die Risikogebiete des Haushalts abfedert, darf durchaus unterstellt werden. Damit ändert sich auch ein Stück weit die Ausredenkultur im Bereich der häuslichen Gewalt, die in Roddenberrys Version der Zukunft aber ohnehin keine Rolle mehr spielen dürfte. Überholt von der zivilisatorischen Entwicklung sind körperliche Übergriffe innerhalb der Kleinfamilie vermutlich Vergangenheit, wobei nie so richtig klar gemacht wird wie diese dunkle Seite der (vor allem männlichen) Psychosoziologie zum Verschwinden gebracht wurde.

Für Kirk ist dieses ohnehin stark zurückgegangene Feld im Bereich der Lebensrisiken kaum relevant. Er ist meistens unterwegs und in den Zeiten auf seiner Enterprise kann man bei den Kajüten, die auf den Schiffen den privaten Lebensraum der Mannschaft darstellen, kaum von 'Haushalt' sprechen. Die wenigen Herausforderungen, die diese Räumlichkeiten in Sachen Hygiene bieten, wird den Offizieren wahrscheinlich ohnehin abgenommen und Essen und Wäsche macht zwar nicht Mutti, aber vermutlich die Kombüsencrew bzw. die Schiffswäscherei, die aber – so wie andere Verrichtungen, die mit biologischen Grundtatsachen der Existenz zu tun haben – weitgehend Off-Screen stattfinden. Man weiß schlicht nicht genau wie die schmucken Uniformen in der Originalserie wieder sauber werden (oder gar heile, wenn ein Alien mit schlechtem Aggressionshaushalt Kirk den Ärmel der Kapitänsuniform ruiniert hat).

Im Kinofilm ‚Treffen der Generationen‘ aus dem Jahr 1994, in dem die Crew der Originalserie den Staffelstab endgültig an die Mannschaft des nächsten Jahrhunderts abzugeben gezwungen ist, erfährt der geneigte Zuschauer dann von einer Zeit, in der Kirk mit einer Frau in etwas, das der Amerikaner Farm nennt, der Europäer eher in die Kategorie Chalet einsortieren würde zusammengelebt und dort wohl auch mal gekocht hat. Richtig stabil war die häusliche Situation zwischen den ganzen Missionen

in den Sternen nicht zu kriegen und die Beziehung mündete nicht in eine Ehe und ein ‚Heim', das die entsprechenden haushaltstechnischen Anforderungen stellt. Mit dem nachholenden Erleben im sogenannten Nexus, einer Art problemloser und zeitloser Hyperrealität, in die sowohl Kirk als auch Picard geraten sind, wird es auch nichts für Kirk, der im Nexus erst einmal in eine perfekte Nachbildung des Chalets zurückgekehrt ist – inklusive einer Angebeteten, die Morgens im Bett geblieben ist um sich bekochen zu lassen. Picard stört das Idyll, das sich tatsächlich erst einmal am Herd abspielt und nervt, dass einmal mehr die Welt zu retten ist und das geht – in klassischer Manier des Abenteuerfilms – nicht ohne die meist weißen und männlichen Protagonisten.
Kirk gibt nach, kehrt mit Picard in die Realität zurück, die sowohl Verletzlichkeit und als auch Zeitlichkeit bedeutet und stirbt dann auch – nicht am Herd in heroischer Auseinandersetzung mit Speck und Rührei, sondern – natürlich – von Hand eines Bösewichts, der auf der Suche nach dem ultimativen Glück im Nexus die Galaxie in die Luft sprengen will, zwar mehr als ultimativer Kollateralschaden als aus tiefem nihilistischem Willen, aber was tut man nicht alles für ein bisschen Glück, vor allem dann, wenn es in den täglichen Verrichtungen des Haushalts nicht mehr zu finden ist, denn Glück ohne Herausforderung, das gibt es nicht.

Umgedrehte Readymades XXI

Beiträge zur Verwässerung des Kunstbegriffs

Der Künstler Marcel Duchamp hat vor über hundert Jahren einen Flaschentrockner in einem Warenhaus gekauft und ihn zur Kunst erklärt. Dieses erste ‚Readymade' war folgenreich für Kunstbetrieb und Kunstbegriff. Duchamp hat damit den Dingen bzw. den Waren ihre Unschuld geraubt.
Doch die Warenwelt schlägt zurück! Zahlreiche Warenhäuser und Dienstleister haben mittlerweile die Begriffe ‚Art', ‚Kunst' oder ‚Galerie' in ihre Geschäftsschilder integriert. Ein Käsegeschäft nennt sich plötzlich ‚Käse-Art', ‚Käse-Kunst' oder ‚Käse-Galerie', obwohl es dort Kunst weder zu sehen noch zu kaufen gibt sondern Käse.
Thomas Glatz ist dem Phänomen der *umgedrehten Readymades* mit der Fotokamera nachgegangen.

PARUKERI ARTIS
NIKYR- PEDIKYR-DEPILIME - THONJ
31
2

HAAR
UND
ART
Lifestyle Manufaktur

ERIC KAYSER
ARTISAN BOULANGER
PARIS

Café DES BEAUX ARTS

BOX ART
GALLERY
BOX ART

Thomas Glatz

Alice in Videoland

Deadloch (Amazon, erste Staffel 2023)

Das Leben passiert während man plant. Die australische Polizistin Dulcie Collins steckt beruflich zurück und zieht in die tasmanische Kleinstadt Deadloch um zu einer Work-Life-Balance zu gelangen, die ihr und vor allem ihrer Partnerin für die Zukunft vorschwebt. Der Umzug in den vermeintlich verschlafenen Ort am Meer kann diese Erwartungen dann aber nicht einlösen, denn eine verstümmelte Leiche wird am Strand gefunden. Sie ist der Beginn einer Mordserie, die den kleinen Ort heimsucht und das vermeintlich gemütliche Setting von Dulcie Collins auf mehreren Ebenen ins Gleiten bringt. Die Arbeitszeiten ufern aus, die Bewohner des Ortes werden von Leiche zu Leiche panischer und Verstärkungen von außen mischen zunehmend mit. Der Plot von ‚Deadloch' folgt also recht treu dem Motiv ‚Kleinstadt mit überfordertem Sicherheitspersonal wird von einem Serienmörder heimgesucht', entführt den Zuschauer aber von Anfang an in ein leicht verfremdetes Setting.

Der kleine, erst einmal als eher verschlafen dargestellte Ort beherbergt eine gemessen an seiner Größe riesige LGBTQ-Gemeinde, die das öffentliche Leben und die Politik prägt und Deadloch touristisch und bevölkerungspolitisch als Anziehungspunkt für queeres Leben positioniert hat. Die Mordserie wird begleitet von einem sogenannten ‚Winterfeastival', dessen mannigfaltige Aktivitäten jedes Klischee in Bezug auf lesbisches Leben zum Klingen bringen.

Kontinuität in der Umkehrung, das ist das Motto des über weite Strecken sehr amüsanten und trotz der ausufernden Gewalt auch komödiantischen Plots. Leider haben die Showrunnerinnen bei einem Teil der Charakterzeichnungen zu viel des Guten getan. Das gilt insbesondere für die Figur der Eddie Redcliffe, einer Kriminalbeamtin, die aus der Stadt zur Unterstützung geschickt wird. Ohne jedes Gespür für die Situation und die eigene Gebrochenheit stapft sie drei Folgen lang mit einer unglaubwürdigen Verhaltensoriginalität durch die Szenerie und bringt einen damit an den Rand des Serienausstiegs. Während sich Redcliffe über die weiteren Staffelfolgen ein wenig beruhigt und sich einer plausiblen Charakterzeichnung annähert (warum wird auch nicht so richtig klar), tauchen mit der Eskalation der Situation männliche Interventionstruppen von auswärts auf um die Situation zu beruhigen. Angeführt werden sie von einem Polizeichef, der an Ignoranz kaum zu überbieten ist. Auch hier treffen wir auf einen unglaubwürdigen Charakter. Es ist nur schwer vorstellbar, dass ein Mann mit einem so umfassenden Hang zur Faktenleugnung in die Rolle einer Führungsposition hineinwachsen kann – außer man unterstellt der gesamten Polizeiorganisation eine enorme Dysfunktionalität. Seine Dummheit und Selbstsicherheit ist dabei aber eher repräsentativ für die heterosexuellen Männer, die in Deadloch auch noch ihre Heimstatt haben, aber nur wenig zum Kultur- und Geistesleben beitragen können. Sie sind vor allem Opfer der Mordserie und das, wie sich im Laufe des Plots herausstellt, weil sie irgendwann in ihrer Biografie ihrerseits Gewalt gegen Frauen ausgeübt haben. Die Verwandlung ihres vordergründig malerischen Küstenorts in ein LGBTQ-Paradies haben sie zähneknirschend toleriert, solange das Konzept der gelähmten lokalen Wirtschaft wieder auf die Beine geholfen hat. Mit der verfallenden Sicherheitslage und der durchaus ungewohnten persönlichen Bedrohung als heterosexueller Mann, bricht der Burgfrieden und die öffentliche und hysterische Suche nach der vermeintlichen Mörderin bringt Hauptfigur Dulcie Collins zunehmend in Bedrängnis.

Sie stolpert anfänglich etwas steif durch die Szenerie, die so recht nicht ihre zu sein scheint. Das ist vermutlich keine Schwäche in der Schauspielkunst von Darstellerin Kate Box, sondern eine passende Verkörperung einer Figur, der die Dinge eher passieren, als dass sie sie gestaltet. Bei ihr wird eine Heldenreise auf kleiner Flamme inszeniert und eine persönliche Entwicklung in einer Situation außer Kontrolle unterstellt. Das Grauen und die Gewalt im ehemals so ruhigen Deadloch sind so überwältigend, dass sie irgendwann angesichts der wuchernden Unfähigkeit um sie herum und dem Zwang auch gute Freundinnen kriminalistisch ins Visier nehmen zu müssen ins Handeln kommt, anstatt – was eine durchaus nicht unplausible Option wäre – in den katatonischen Zusammenbruch abzugleiten. Sie zieht sich auf die Standards ihrer Profession zurück, weist gegenläufige Ansprüche ihrer Partnerin zurück und holt die Stadtpolizistin außer Rand und Band zumindest partiell auf den Boden einer Kleinstadtermittlung zurück. Das zahlt sich am Ende aus. Während die Notintervention des ignoranten Polizeichefs und seiner Truppe in falschen Spuren versandet, findet das Duo mit ihren ebenfalls loka-

len Sidekicks letztlich den Mörder, einen geläuterten Mann, der Frauen ‚schützen' will und in seiner psychischen Entwicklung zum Massenmörder ebenso unplausibel ist wie die überdrehte Polizistin aus der Großstadt und der Polizeichef. Ein Massenmörder, der ein zu viel an antipatriarchaler Gewalt verinnerlicht hat und um jeden Preis die (queeren) Frauen des Orts schützen will, ist mit klassischer Psychoanalyse vermutlich nur schwer zu begründen, und fühlt sich als Motivation auch für den Alltagsverstand nicht rund an.

Hinschauen lohnt sich aber trotzdem, denn ‚Deadloch' beschränkt sich nicht auf Hetero-Bashing. Die LGBTQ-Community der Stadt, die sich ihr vermeintlich queeres Paradies mit dem Höhepunkt ‚Winterfeastival' gebaut hat, bekommt durchaus auch den Spiegel vorgehalten. Hier wird dem vordergründig klischeehaften Exotismus des lesbischen Festivals, das zur Aufwertung des Special-Interest-Tourismusgeschäfts betrieben wird, in gewisser Weise eine Normalisierung zur Seite gestellt. Die Tierärztin respektive Anwältin und Lebenspartnerin von Dulcie Collins ist in ihrem Auftreten gegenüber der Hauptfigur durchgängig übergriffig-nervig, so wie das in monogamen Zweierbeziehungen nun mal vorkommen kann, auch jenseits eines hetigen Universums. Sie beharrt vor allem auf die Berücksichtigung von persönlichen Beziehungen in der Polizeiarbeit ihrer Lebensgefährtin, auch jenseits der konkreten Verdächtigenlage, setzt sich gegen Polizeiübergriffigkeit ein (was man ihr nur schwer ankreiden kann), fordert aber auch massiv und ohne Rücksicht auf die Situation Worklivebalance für ihre Beziehung mit der Polizistin ein – egal wie viele Leichen in Deadloch auftauchen. Hier wird letztlich – unabhängig von der sexuellen Orientierung – ein schöner Mikrokosmos der postmodernen Überforderung gezeichnet, die durch die Krise auf die Spitze getrieben wird. Dulcie Collins soll alles sein. Kompetente Polizistin, liebevolle Partnerin, engagiertes Mitglied der Gemeinde und am Ende auch noch alternative Farmerin. Die Hauptfigur braucht eine Zeit um sich zu diesen Ansprüchen zu positionieren. Die Krise und die geänderten Prioritäten sind hier eher eine Hilfe, einfach weil ‚halbe Sachen' angesichts der Stapel von Toten nicht mehr funktionieren.

Das ‚Zuviel', das die spätmodernen Lebensmodelle an Ansprüchen entwickeln, betrifft hier, wie im richtigen Leben, vor allem Frauen. Sie sind fast ausschließlich die handelnden Charaktere in ‚Deadloch'. Am Ende bleibt aber – ebenfalls wir im richtigen Leben – die Tatsache, dass sie sich mit Rahmenbedingungen auseinandersetzen müssen, die ein Mann geschaffen hat – in diesem Fall ein etwas grob geschnitzter Psychopath, der die LGBTQ-Gemeinde mit seinem ‚Schutz' terrorisiert und auf ihre Widersprüche zurückführt. Aber sie bekommen es hin, wenn man sie lässt. Das kann man als eine einfache Message am Ende einer unterhaltsamen Serie bei sich behalten.

Aus dem Plattenarchiv

Bilderbuch – Magic Life (2017)

Irgendwann endet alles – sogar Platten von Bilderbuch. In der mit der Hitsingle ‚Bungalow' verzierten Veröffentlichung aus dem Jahr 2017 musste der letzte Song zwangsläufig auf den einen Fluchtpunkt zulaufen, auf die finale Utopie für Neo-Popper, die in der postutopischen Gesellschaft der 10er-Jahre leben: Sneakers for free. Zusammen mit den im Songverlauf auch noch eingeforderten Free Drinks sind die beiden Eckpunkte eines pars pro toto für alles, was man braucht um das postideologische Glück einfordern: nice materielle Ausstattung for free halt. Dabei sind Bilderbuch durchaus würdige Vertreter des Pfaller'schen Hedonismus und sehen in der materiellen Ausstattung – ganz im Sinne der 80er Jahre, vor denen sie sich auch soundtechnische auf ‚Magic Life' gerne tief verbeugen – nur die Basis für das Genießen und auch den Exzess, der vor allem im Hinblick auf seine ästhetische Wirkung modelliert sein soll. Am besten lässt man sich eben auf dem River of cashflow treiben.

Bilderbuch sind auf ‚Magic Life' aber keine Retroband, sondern bauen aus aktueller Produktionstechnik Zeitgemäßes, das vor allem durch seinen Schmäh sehr an die Herangehensweise des Herrn Hölzl alias Falco erinnert. Es ist die Mischung aus Affektiertheit und gut gestylter Skurrilität, verpackt in gut produzierten Pop, der sich auch nicht um griffiges Songwriting drückt.

Mit ‚Magic Life' werden Bilderbuch auch von ihrer Wirkungsgeschichte her ziemlich fett wie man heute wahrscheinlich schon nicht mehr sagen würde. Sie verkaufen in ihrem Heimatland Österreich viele Tonträger und auch nicht materialgebundene Versionen ihrer Songs. Auch in Deutschland werden sie zunehmend wahrgenommen. Sie nehmen damit einen wuchtigen Anlauf auf den Popthron von Österreich, der dann mit dem auf Tonträger fast zeitgleich veröffentlichten Nachfolgealbum auch erobert wird.

Das kann aber nicht davon abhalten, eine Empfehlung für ‚Magic Life' auszusprechen. Das Album macht auch sechs Jahre nach Erscheinen noch Spaß, wenn man sich nicht am exaltierten, gelegentlich kippenden Gesangsstil von Sänger Maurice Ernst stört. Bilderbuch geben sich dabei durchaus Mühe ein eigenes ironisch gebrochenes Universum aus Selbstzitaten innerhalb der Platte aufzubauen um einen ‚woanders' hin mitzunehmen.

2023 ist die Platte bereits ein weiter hinten liegender Teil der Banddiscografie und durch drei Nachfolgealben abgelöst worden. Auch Look und Sounds haben sich ein Stück weit in Richtung ‚analog' und 1970er-Rock geändert. Obwohl die Alben sich vor allem in Österreich in den oberen Rängen der Charts platzieren konnten, scheinen die Singles aus der Magic Life-Phase nach wie vor das Maß der Dinge zu sein, zumindest wenn man die Klickzahlen in Youtube zugrunde legt.

Ohne Denken ist‘s auch blöd: Lieber Cyborg als Göttin – Eine Annäherung an Donna J. Haraway

Niederschrift zur zweiten philosophischen Abendgestaltung im Irrland 2 am 11. November 2023.

Die US-amerikanische Wissenschaftstheoretikerin Donna Jeanne Haraway wurde am 6. September 1944 in Denver, Colorado geboren[1]. Ihr Vater Frank war Sportjournalist bei der Zeitung The Denver Post[2]. Beide Eltern waren gesundheitlich beeinträchtigt, der Vater hatte schon als Kind Tuberkulose, ihre Mutter starb nach langer Krankheit an einem Herzinfarkt als Haraway erst 16 Jahre alt war[3]. Der ethnische Hintergrund der Familie ist Irisch-Katholisch[4] und Haraway besuchte katholische Schulen[5], was sie selbst in vielen ihrer Texte~~n~~ als signifikanten Einfluss auf ihren intellektuellen Werdegang hervorhebt, obwohl sie als Erwachsene nicht mehr religiös ist. Haraway studierte zunächst Zoologie, Philosophie und Englische Literatur am Colorado College[6], wo sie Teil des anti-war movements wurde und sich nach und nach von ihrer streng katholischen und – wie in der US-amerikanischen Mittelklasse sehr üblich – antikommunistischen Erziehung löste[7]. Sie ging über ein Fulbright-Stipendium nach Paris, wo sie Evolutionsphilosophie und Theologie studierte[8] und promovierte schließlich im Jahr 1972 am Yale College im Fach Biologie mit einer Arbeit zu organischen Metaphern in der Entwicklungsbiologie des 20. Jahrhunderts[9]. Diese Faszination für Metaphern und die Zusammenhänge zwischen Biologie, Sprache und Kultur spielt eine große Rolle in Haraways ganzer restlicher Karriere. In ihrem sehr lesenswerten Interview mit Thyrza Nichols Goodeve, drückt sie ihr Verständnis von Biologie folgendermaßen aus:

‚I have always read biology in a double way – as about the way the world works biologically, but also about the way the world works metaphorically. It’s the join between the figurative and the factual that I love. This is an example of my Catholic sacramentalism. I think of the intensely physical entities of biological phenomena, and then from them I get these large narratives, these cosmological histories if you will.‘[10]

Haraway politisiert sich, nach eigener Aussage, zunehmend während ihres Aufenthalts in Paris 1967-69, wird aktiv in der Anti-Kriegs- und der Bürgerrechtsbewegung und setzt sich für einen Sozialstaat

---

[1] Donna Jeanne Haraway und Thyrza Nichols Goodeve – How Like a Leaf: An Interview with Thyrza Nichols Goodeve, Psychology Press 2000, S. 6.
[2] Ibid., S. 7.
[3] Ibid., S. 6.
[4] Ibid.
[5] Ibid., S. 9.
[6] Ibid., S. 13.
[7] Ibid., S. 12f.
[8] Ibid., S. 18.
[9] Ibid., S. 19.
[10] Ibid., 24. Übersetzung (LM): ‚Ich habe die Biologie immer auf zwei Arten gelesen – wie die Welt biologisch funktioniert, aber auch wie die Welt metaphorisch funktioniert. Es ist die Verbindung zwischen dem Bildlichen [wörtl. dtsch. auch: dem übertragenen Sinn] und dem Faktischen, die ich liebe. Das ist ein Beispiel für meinen katholischen Sakramentalismus. Ich denke an die intensiv physischen Entitäten biologischer Phänomene und von da aus komme ich auf diese großen Erzählungen, diese kosmologische Geschichte, wenn man so will.‘

ein[11]. Während ihrer Promotion in Yale lebt sie einige Jahre in einer internationalen, gemischtgeschlechtlichen und mixed-race Kommune, in der auch ein Mitglied der Black Panthers lebte. Dort trifft sie ihren späteren ersten Ehemann Jaye Miller[12]. Ich möchte hier noch einmal einen längeren Ausschnitt aus Haraways Interview zitieren; weniger, weil ihr Privatleben so wahnsinnig relevant für uns wäre, sondern weil ich finde, dass uns die Art, wie sie über diese Zeit spricht, einen Einblick in ihre Persönlichkeit gibt.

‚We were all very much involved in the whole scene of the late sixties-anti-war, anti-racist, welfare rights, etc. This was also when Jaye and I became lovers in a serious way. He was a graduate student in history. He was gay not really bisexual, but had only just begun to come out. This was just post Stonewall. In retrospect, I think what we both felt we were doing was a little like brother-sister incest. Not so much then, but later, I had several affairs with women – two of which were important in terms of long–term relationships. Nonetheless, for various reasons Jaye and I both felt we needed to be married.'[13]

Haraway folgt Miller zunächst an die Universität Hawai'i, wo sie ihre Dissertation fertig schreibt[14]. Dort unterrichten beide auch am New College, einem experimentellen Bildungsprojekt, in dem Studierende und Fakultät zusammen Kurse erstellten[15]. Die Beziehung endet schließlich 1973, weil es für Miller, der sehr aktiv in der hawai'ianischen Schwulenbewegung ist, zunehmend wichtiger ist, nicht hetero- oder bisexuell zu sein, sondern offen schwul zu leben. Die Trennung ist schmerzhaft, insbesondere für Haraway, aber einvernehmlich. Es ist die erste Scheidung in Hawai'i ohne Anwalt. Ein Jahr später verliert Miller seinen Tenure Case – also seine Chance auf eine Professur – auf Grund des homophoben Klimas an der Universität. Haraway und Miller verlassen Hawai'i, er geht nach Texas, sie ans Department für Wissenschaftsgeschichte an der durchaus prestigeträchtigen Johns Hopkins Universität[16]. Dort lernt Haraway ihren zweiten Mann Rusten Hogness kennen[17]. Haraway und Hogness bleiben eng mit Miller befreundet. Sie kaufen Land in Kalifornien, wo sie mit Millers Freund Bob Filomeno und anderen Leuten ein Haus bauen und zusammenleben[18], bis Filomeno 1986[19] und Miller 1991 an AIDS sterben.

Haraway tritt im Jahr 1980 eine Professur für feministische Theorie am Department of History of Consciousness an der University of California Santa Cruz an[20], wo sie arbeitet, lehrt, und ihre wichtigsten

---

[11] Ibid., 13.
[12] Ibid., 28.
[13] Ibid. Übersetzung (LM): ‚Wir waren alle sehr in dieser ganzen Sechziger-Jahre-Szene involviert – anti-Krieg, anti-rassistisch, soziale Rechte, etc. Da haben Jaye und ich auch erstmals ernsthaft eine Beziehung gehabt. Er war Student der Geschichte. Er war schwul, nicht wirklich bisexuell, aber hatte sein Coming-Out gerade erst angefangen. Das war gerade kurz nach Stonewall. Wenn ich zurückblicke, denke ich, dass wir fühlten, dass das, was wir taten, ein Bisschen wie Schwester-Bruder-Inzest wäre. Damals nicht so sehr, aber später hatte ich einige Affären mit Frauen – zwei davon waren wichtige Langzeitbeziehungen. Nichtsdestotrotz dachten Jaye und ich aus verschiedenen Gründen, dass wir verheiratet sein sollten.'
[14] Ibid., 30.
[15] Ibid., 31.
[16] Ibid., 32.
[17] Ibid., 33.
[18] Ibid., 36.
[19] Ibid., 62.
[20] Ibid., 37.

Bücher schreibt, bis sie 2011 emeritiert. Ihr akademischer Erfolg ab Mitte der 1980er Jahre kann nicht überbewertet werden. Ihre Bücher sind preisgekrönt, sie bekommt u. A. 1992 den Robert K. Merton Award für ihr Buch Primate Visions[21] und 1999 den Ludwik Fleck Prize für Modest Witness[22]. Außerdem wird ihr im Jahr 2000 der J.D. Bernal Prize der Society for Social Studies of Science[23] und 2017 die Wilbur Cross Medal der Yale University[24] für ihr Lebenswerk verliehen. Sie ist eine Art Säulenheilige der Science and Technology Studies, an deren disziplinärer Formation sie maßgeblich beteiligt ist.

Darüber hinaus wird Haraway zu einer Art akademischem Rockstar, ihre Texte erscheinen in zahllosen, selbstverständlich interdisziplinären Anthologien, sie wird medienwirksam interviewt, kollaboriert mit Künstler*innen. Eine Hommage an Haraway und ihren Cyborg findet sich sogar im japanischen ‚Anime Ghost in the Shell 2: Innocence' (2004). Hari Kunzru bemerkt in einem Artikel für WIRED: ‚To boho twentysomethings, her name has the kind of cachet usually reserved for techno acts or new phenethylamines.'[25] Haraway ist cool auf eine Art, die auch nach 1968 für Theoretiker*innen oder Philosoph*innen unüblich ist. In den letzten Jahren ist es etwas ruhiger um Donna Haraway geworden. Es sei ihr gestattet, sie ist ja mittlerweile fast 80 Jahre alt. Sie lebt immer noch in ihrem Haus in Kalifornien.

Meine erste Begegnung mit Donna Haraways Texten dürfte ca. 2010 an der Universität gewesen sein. Ich muss im vierten, vielleicht im fünften Semester meines Studiums der Amerikanischen Kulturgeschichte gewesen sein. Es war ein Methodenkurs zu ‚Biopolitik und Cyborgs', in dem ich eigentlich nur als Gasthörerin teilnahm. Da habe ich auch zum ersten Mal von Deleuze und Guattari gehört. Ich war jung, leicht zu begeistern, insbesondere für den Feminismus und alles, was Normativität in Frage stellte. Und ich wusste schon vergleichsweise früh, dass mir analytische Arbeit mit Kulturtheorien und philosophischen Konzepten besser gefällt, als – in meiner damaligen Wahrnehmung völlig verstaubte – hermeneutische Quellenarbeit (pace, verehrte Historiker*innen, heute sehe ich vieles davon anders). Also, lieber Foucault als von Ranke. Lieber Populärkultur als Frühneuzeit. Die Geschichte von sozialen Bewegungen lieber als der amerikanische Unabhängigkeitskrieg. Ich hatte das gesunde und durchaus ausgeprägte intellektuelle Ego einer Studentin, die gerade herausgefunden hatte, wie ‚Theorie' funktioniert, je komplexer und unzugänglicher, desto besser. Ich wollte mir an den Texten, die ich las, die Zähne ausbeißen. Und dann lasen wir eben Haraways Cyborg Manifest und ich wollte immer nur noch solche Texte lesen und immer nur noch so denken.

Haraway's Art zu schreiben ist, wie wir sehen werden, zugegebenermaßen gewöhnungsbedürftig. Ihr charakteristischer Stil ist fast poetisch und überladen mit Bildern und Metaphern, sie assoziiert frei über scheinbar fixe Grenzen hinweg, überall wo es irgendwie geht. Zum Beispiel schreibt sie immer

---

[21] American Sociological Association (Hrsg.) – Science, Knowledge, and Technology Award Recipient History, https://www.asanet.org/communities-and-sections/sections/current-sections/science-knowledge-and-technology-award-recipient-history/, n.d., aufgerufen am 29.11.2023.

[22] Society for Social Studies of Science (Hrsg.) – Ludwik Fleck Prize, https://4sonline.org/1994_earlier_fleck_prize_winners.php, n.d., aufgerufen am 29.11.2023.

[23] Society for Social Studies of Science (Grsg.) – Bernal Prize 1981: Earlier Bernal Prize Winners; https://4sonline.org/1981_earlier_bernal_prize_winners.php, aufgerufen am 29.11.2023.

[24] Yale University – Women's, Gender, and Sexuality Studies (Hrsg.), WGSS welcomes Donna Haraway, https://wgss.yale.edu/wgss-welcomes-donna-haraway, aufgerufen am 29.11.2023.

[25] Hari Kunzru – You Are Cyborg, in: WIRED, Februar 1997. Übersetzung (LM): ‚Für Hippies in ihren Zwanzigern trägt ihr Name das Gütesiegel, das normalerweise für Techno Acts oder neue Phenethylamine reserviert ist.'

wieder über die Werke der Künstlerin Lynn Randolph mit einer Begeisterung, die in weiten Teilen von Haraways Rezeption eher als verwirrend empfunden wird – Randolphs Kunst ist, nun ja, etwas kitschig. Insgesamt hat Haraway durchaus Humor. Auch der ist etwas eigensinnig, mal offen polemisch, mal versteckt in Sprachspielereien. Das war ein großer Teil meiner Faszination mit ihrer Art zu denken: Obwohl die Texte dicht und komplex sind, bringt ihr Sinn für Ironie und Polemik eine gewisse Leichtigkeit mit sich. Theorie kann also auch spielerisch sein? Großartig.

Dabei noch eine Anmerkung zu Haraways Schreib- und Denkstil: Wo auch immer es nicht völlig unmöglich ist, vermeidet Haraway das etablierte Begriffsvokabular der Philosophie. Tatsächlich scheint sie die philosophische Tradition als eine eben jener einengenden Autoritäten zu verstehen, die sie überwinden will. Trotzdem greift sie selbstverständlich auf die Arbeit anderer Denker*innen zurück. Wichtige Einflüsse für Haraway sind z.B. Feministinnen wie Katie King oder Zoe Soufoulis, die Vordenkerin der Postcolonial Studies Gayatri Spivak, oder auch der französische Soziologe Bruno Latour. Obwohl sie immer wieder im Poststrukturalismus verortet wird, grenzt sie sich explizit von kontinentalen Philosophen wie Jacques Derrida oder auch Gilles Deleuze und Félix Guattari ab. Als signifikanten philosophischen Einfluss nennt sie selbst dagegen Martin Heidegger. Haraways eigentümliche Gratwanderung zwischen philosophischem Denken und ihrer eigenen kategorischen Ablehnung gegenüber dessen disziplinären Gepflogenheiten führt dazu, dass eine systematische Auseinandersetzung mit ihren Konzepten womöglich von vornherein zum Scheitern verurteilt sein könnte, jedenfalls wenn wir ihrem Anspruch gerecht werden wollen. Katharina Hoppe schreibt in ‚Donna Haraway: zur Einführung':

‚… weil ihr Schreiben und Denken darauf angelegt ist, in Bewegung zu bleiben, und ihre Arbeitsweise äußerst heterodox ist, also keinesfalls auf etwas wie eine Metatheorie festzulegen wäre. Sie bezieht sich auf feministische, postkoloniale, poststrukturalistische Theorien, auf die philosophische Tradition, aber auch auf Science-Fiction-Literatur, (verhaltens-)biologische, ökologische, indigene Wissensbestände und popkulturelle Artefakte von Comics über Dokumentarfilme bis hin zu Kunstprojekten. Nicht immer erleichtert diese Wissenskulturen hybridisierende Arbeitsweise ein Verständnis der Kernthesen ihrer Arbeiten. Bis zu einem gewissen Grad ist daher jede Systematisierung ihres Werks auch eine Zurichtung.'[26]

Hoppe versucht dennoch, Licht in Haraways Konzept- und Referenzwirrwarr zu bringen. Ihre Lösung ist es, sich anhand von Haraways wichtigsten Metaphern, den Figurationen, an Haraways Texten entlang zu hangeln. Das erscheint mir auch hier sinnvoll. Haraways Werk ist umfangreich. Ich möchte mich hier vor allem auf den Cyborg konzentrieren. Es gäbe noch viel mehr zu sagen, auch über die Primaten, über Hunde und Kritter, über OncoMouse und die Versprechen der Monster, aber dafür möchte ich auf Hoppes Einführung verweisen.

Situiertes Wissen

In ihrem Aufsatz ‚Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective' (zu Deutsch: Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg

[26] Katharina Hoppe – Donna Haraway zur Einführung, Hamburg 2022, S. 13.

einer partialen Perspektive), entwickelt Haraway bereits im Jahr 1988 eine feministische Epistemologie und einen eigenen Objektivitätsbegriff. Wie oft in ihrer frühen Karriere sitzt Haraway zwischen den Stühlen: sie wendet sich einerseits mit Unbehagen gegen den Relativismus des zu dieser Zeit rapide erstarkenden radikalen Sozialkonstruktivismus, andererseits gegen den Reduktionismus des Objektivitätsbegriffs des wissenschaftlichen Positivismus. Kurz: sie versucht Objektivität eben nicht als Illusion zu enthüllen oder gleich ganz abzuschaffen, sondern für den Feminismus nutzbar zu machen.

Dabei ist Haraway dem Sozialkonstruktivismus erstmal nicht grundsätzlich abgeneigt. Sie bemerkt, dass Sozialkonstruktivismus durchaus demokratisierend auf die Prozesse des wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns wirken kann: ‚Aus der Perspektive des radikalen Sozialkonstruktivismus haben wir also keinen Grund, uns von WissenschaftlerInnen durch Beschreibungen ihrer Aktivitäten und Errungenschaften einschüchtern zu lassen.'[27] Wenn alle Erkenntnisansprüche und wissenschaftliche Praktiken in Geistes- wie in Naturwissenschaften soziale Konstrukte sind, gibt es auch keinen Grund, den Zugang zu Wissen exklusiv für die Expert*innen in den Elfenbeintürmen zu beschränken. Haraway behält diese für eine Wissenschaftlerin ihres Kalibers ungewöhnliche Aufgeschlossenheit über ihre gesamte Karriere hinweg. Sie legt offensichtlich sehr großen Wert auf Wissenschaftskommunikation. In zahllosen Interviews und öffentlichen Vorträgen teilt sie ihre Arbeit mit der Öffentlichkeit und bemüht sich die Grundzüge ihrer Arbeit auch einem breiteren Publikum verständlich zu machen, ohne dabei herablassend zu wirken. Zudem stimmt sie der sozialkonstruktivistischen These zu, dass Wissen (und Wissenschaft) sich durch gesellschaftliche Machtstrukturen konstituiert, dass ‚innerhalb des Wissens alle Grenzziehungen zwischen innen und außen als Machtstrategien und nicht als Annäherungen an die Wahrheit theoretisiert werden.'[28] Trotzdem sind Konstruktivismus und Dekonstruktion schließlich nicht genug für Haraways Anspruch an eine feministische wissenschaftliche Praxis. In Situiertes Wissen schreibt sie:

‚Wir wollten hinauskommen über das bloße Aufweisen von Vorurteilen in der Wissenschaft (was sich irgendwie als zu einfach erwies) und nicht ewig das gute wissenschaftliche Schaf von den vorurteilsgeladenen und Mißbrauch (sic!) treibenden Böcken absondern. Für diesen Versuch erschien die radikalste konstruktivistische Argumentation vielversprechend, die einer Reduktion der Fragestellung auf Voreingenommenheit versus Objektivität, Gebrauch versus Mißbrauch, Wissenschaft versus Pseudo-Wissenschaft den Weg versperrt. Wir demaskierten die Objektivitätslehren, weil für unseren erwachenden Sinn für kollektive historische Subjektivität und Handlungsfähigkeit und unsere 'verkörperten' Darstellungen der Wahrheit bedrohten, und hatten am Ende nichts als eine weitere Entschuldigung, die nach-Newtonsche Physik nicht lernen zu müssen und einen weiteren Grund, die alten feministischen Selbsthilfepraktiken nach dem Motto 'wie repariere ich mein Auto selbst' fallen zu lassen. Wenn es ohnehin nur Texte sind, warum also sollten sie die Jungs dann nicht zurückhaben.'[29]

---

[27] Donna Haraway – Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive, übersetzt von Helga Kelle, in: Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen, hrsg. Von Carmen Hammer und Immanuel Stieß, Frankfurt am Main 1995, S. 74.

[28] Ibid.

[29] Ibid., S. 77.

Das ist durchaus scharfe Kritik. Schließlich ist es so der Relativismus, der den Konstruktivismus für Haraway inakzeptabel macht, weil er es erlaubt, Verantwortlichkeiten an eine nebulöse Gesellschaft abzugeben und sich anstatt dessen in identitätspolitischen Grabenkämpfen über Bedeutungslosigkeiten zu verlieren. ‚Feministinnen müssen auf einer besseren Darstellung der Welt beharren. Es reicht nicht aus, auf die grundlegende historische Kontingenz zu verweisen und zu zeigen, wie alles konstruiert ist.'[30]

Der Sozialkonstruktivismus ist aber nicht der einzige Gegner, auf den es Haraway in Situiertes Wissen abgesehen hat. Ein mindestens ebenso großes, wenn nicht sogar größeres, Problem hat sie mit allen, die sich einem nicht näher bestimmten Objektivitätsideal verschrieben haben, also zum einen der wissenschaftliche Positivismus im Allgemeinen, und zum anderen marxistische Feministinnen, deren ‚Wissenschaftstheorie weiterhin auf der legitimen Bedeutung von Objektivität besteht[31]'. Insbesondere ihren wissenschaftlichen Kollegen hält Haraway den Spiegel vor:

‚Wie bei jedem und jeder von uns auch steht das, was WissenschaftlerInnen zu tun glauben oder von ihrer Tätigkeit erzählen, mit dem, was sie wirklich tun, nur in einem losen Zusammenhang. Die Einzigen, die am Ende tatsächlich an die in einführenden Lehrbüchern und der technowissenschaftlichen Massenliteratur überdauernden ideologischen Lehren von einer entkörperten wissenschaftlichen Objektivität glauben, und – da sei Göttin vor – nach ihnen handeln, sind NichtwissenschaftlerInnen, unter Einbeziehung von einigen sehr vertrauensseligen PhilosophInnen.'[32]

Das ist auch nicht gut. Den oben erwähnten Feministinnen ist sie nicht unbedingt wohler gesinnt. Objektivität allein reicht nicht aus. Was ist also zu tun? Haraway stellt fest, dass Feministinnen keine Objektivitätslehre brauchen können, die mit Transzendenzversprechungen einhergeht, weil das schlussendlich zur Abgabe oder Verleugnung von Verantwortung führt. Stattdessen wünscht sich Haraway globale Vernetzung und Erkenntnisgewinn in der Gemeinschaft.[33]

‚Verantwortung' ist hier das Stichwort. Haraways Lösungsansatz für das Problem ist das, was sie ‚situiertes Wissen' (situated Knowledges) nennt. Kurz zusammengefasst: Situiertes Wissen erfordert eine kritische, selbst-reflektierende Auseinandersetzung mit der eigenen, immer von vornherein fragmentierten und uneinheitlichen Perspektive. Wissen muss eben verortet und/oder verkörpert und in der Welt verankert sein und es ist absolut essenziell, dass jede*r einzelne*r Verantwortung für seine*ihre Sichtweisen übernimmt. Weil das aber eben nicht nur die Einzelperson tun muss, sondern alle, ergeben sich Wahrheit und Objektivität im Dialog und in der Vernetzung von einer Vielzahl dieser kritischen Perspektiven.

‚Vor allem beansprucht rationales Wissen nicht, frei von Engagement zu sein, etwa von überall und folglich von nirgendwo herzukommen, frei von Interpretation zu sein, und davon, repräsentiert zu werden, vollkommen distanziert oder vollständig formalisierbar zu sein. Rationales Wissen ist ein Pro-

---

30 Ibid., S. 78.
31 Ibid.
32 Ibid., S. 74.
33 Ibid., S. 79.

zeß fortlaufender kritischer Interpretation zwischen ‚Feldern' von Interpretierenden und Dekodierenden.'[34]

Das klingt jetzt erstmal wieder nach Konstruktivismus, aber der Unterschied ist eben diese durchaus materiell gemeinte Verkörperung oder Verankerung von Wissen. Bedeutungen flattern nicht mehr einfach leer in der Gegend rum, weil es die Aufgabe aller Beteiligten ist sich immer wieder kritisch zu positionieren. Es ist nicht überraschend, dass Haraway einen dezidiert politischen Anspruch hat. Bei aller Kritik hebt sie ein zentrales politisches Projekt der Theoriebildung des zeitgenössischen Feminismus als absolut essenziell hervor: Die Standpunkte von marginalisierten Bevölkerungsgruppen müssen gehört, gefördert und bestärkt werden. ‚Die Etablierung der Fähigkeit, von den Peripherien und den Tiefen heraus zu sehen, hat Priorität.'[35] Gayatri Spivaks Aufsatz ‚Can the Subaltern Speak?'[36], der 1988 erschien, könnte sicher auf interessante Weise in Dialog mit ‚Situiertes Wissen' gebracht werden. Haraways Logik wird aber auch so klar: Eine Vielzahl der Perspektiven ist ihrer Meinung nach unbedingt zu bevorzugen, und selten gehörte Blickwinkel machen die Welt unbedingt reicher. Die Partialität der eigenen Perspektive anzuerkennen, kritisch damit umzugehen, und sich in ein Netzwerk einzubinden ist nicht leicht und erfordert viel Arbeit. Situiertes Wissen ist so ein Plädoyer für Lokalisierung, Politisierung, Individualisierung, Solidarität, Neugierde und Empathie.

Cyborgs

‚Im späten 20. Jahrhundert, in unserer Zeit, einer mythischen Zeit, haben wir uns alle in Chimären, theoretisierte und fabrizierte Hybride aus Maschine und Organismus verwandelt, kurz, wir sind Cyborgs. Cyborgs sind unsere Ontologie. Sie definieren unsere Politik. Die Cyborg ist ein verdichtetes Bild unserer imaginären und materiellen Realität, den beiden miteinander verbundenen Zentren, die jede Möglichkeit historischer Transformation bestimmen. In der Tradition ‚westlicher' Wissenschaft und Politik, der Tradition des rassistischen und patriarchalen Kapitalismus, des Fortschritts und der Aneignung der Natur als Mittel für die Hervorbringung von Kultur, in der Tradition der Reproduktion des Selbst durch die Reflexion im Anderen, hat sich die Beziehung von Organismus und Maschine immer als Grenzkrieg dargestellt. Die umkämpften Territorien in diesem Grenzkrieg sind Produktion, Reproduktion und Imagination. Dieses Essay ist ein Plädoyer dafür, die Verwischung dieser Grenzen zu genießen und Verantwortung bei ihrer Konstruktion zu übernehmen. Es ist zugleich ein Versuch, zu einer sozialistisch-feministischen Kultur und Theorie in postmoderner, nichtnaturalistischer Weise beizutragen. Es steht in der utopischen Tradition, die sich eine Welt ohne Gender vorstellt, die vielleicht eine Welt ohne Schöpfung, aber möglicherweise auch eine Welt ohne Ende ist.'[37]

Haraways bekanntester und einflussreichster Text ‚Ein Manifest für Cyborgs: Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften' erscheint erstmals im Jahr 1985 (also drei Jahre vor ‚Situiertes Wissen').

---

[34] Ibid., S. 90.

[35] Ibid., S. 83.

[36] Gayatri Chakravorty Spivak – Can the Subaltern Speak?; in: Marxism and the Interpretation of Culture, hrsg von Cary Nelson and Lawrence Grossberg, Urbana, Chicago 1988, S. 271–316.

[37] Donna J. Haraway – Ein Manifest für Cyborgs, übersetzt von Fred Wolf, in: Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs Und Frauen, hrsg. Von Carmen Hammer und Immanuel Stieß, Frankfurt am Main, New York 1995, S. 34f.

Üblicherweise wird jedoch die leicht überarbeitete Version des Aufsatzes rezipiert, die 1991 in Haraways Monographie ‚Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature'[38] erscheint.

Haraway stellt im Cyborg Manifesto bereits einige Themen vor, die sie in ‚Situiertes Wissen' etwas später ausführlicher (und stilistisch etwas nüchterner) ausformuliert. Auch dieser Text bezweckt nicht zuletzt, die zeitgenössischen feministischen Strömungen in die Mangel zu nehmen. Es geht um Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die Irrwege von Universalitätsansprüchen sowie einen Appell für die (feministische) Vernetzung und Übernahme von Verantwortung. Es ist also ein dezidiert politischer Text. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass das Cyborg Manifest auch ein historisches Zeitdokument der Mitte der 1980er Jahre ist. Haraways Einschätzung der Situation steht in direktem Zusammenhang mit den technologischen und militärischen Verflechtungen des Kalten Kriegs, also mit dem, was Haraways Schüler Paul N. Edwards ‚The Closed World', ‚die geschlossene Welt' genannt hat. Es lohnt sich, Edwards' (übrigens sehr lesenswertes Buch) hier ausführlich zu zitieren:

‚As machines, computers controlled vast systems of military technology central to the globalist aims and apocalyptic terms of Cold War foreign policy. First air defenses, then strategic early warning and nuclear response, and later the sophisticated tactical systems of the electronic battlefield grew from the control and communications capacities of information machines. As metaphors, such systems constituted a dome of global technological oversight, a closed world, within which every event was interpreted as part of a titanic struggle between the superpowers. Inaugurated in the Truman Doctrine of ‚containment,' elaborated in Rand Corporation theories of nuclear strategy, tested under fire in the jungles of Vietnam, and resurrected in the impenetrable ‚peace shield' of Ronald Reagan's Strategic Defense Initiative, the key theme of closed-world discourse was global surveillance and control through high-technology military power. Computers made the closed world work simultaneously as technology, as political system, and as ideological mirage.'[39]

Das Cyborg-Manifest ist übrigens auch der erste Text, den Haraway auf einem Computer schreibt.[40] Das ist inzwischen alles ganz schön lange her, manche von Haraways Analogien und Metaphern sind aus heutiger Sicht und ohne den von Edwards beschriebenen Hintergrund der 1980er Jahre nicht mehr so leicht nachzuvollziehen, sie erfordern zeitgenössisches politisches oder kulturelles Wissen, das vielleicht heute nicht mehr so schnell zur Hand ist. Das Manifest ist ein Feuerwerk der Metaphern und Referenzen aus Politik, Populärkultur, Wissenschaft und Technologie, voll mit religiösen Bildern und

---

[38] Donna Jeanne Haraway – Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature, New York 1991.

[39] Paul N. Edwards – The Closed World: Computers and the Politics of Discourse in Cold War America, MIT Press 1997, 1. Betonung im Original. Übersetzung (LM): Als Maschinen kontrollierten Computer weitreichende Militärtechnologiesysteme, die zentrale Bedeutung für die globalistischen Ziele und apokalyptischen Bedingungen der Verteidigungspolitik des Kalten Kriegs hatten. Zuerst Luftverteidigungsanlagen, dann strategische Frühwarnsysteme und nukleare Reaktionssysteme und später die hochentwickelten taktischen Systeme des elektronischen Schlachtfelds entwickelten sich aus den Kontroll- und Kommunikationskapazitäten der Informationsmaschinen. Als Metaphern konstituierten solche Systeme eine Kuppel der globalen technologischen Überwachung, eine geschlossene Welt, innerhalb derer jedes Ereignis als Teil eines Titanenkampfs zwischen den Supermächten interpretiert wurde. In der Truman-Doktrin des ‚Containment' geschult, ausformuliert in den Nuklearstrategietheorien der Rand Corporation, in den Feuern der Dschungel Vietnams getestet und wiederbelebt im undurchdringlichen ‚peace shield' der Strategischen Verteidigungsoffensive Ronald Reagans, waren globale Überwachung und Kontrolle durch die Hochtechnologie der Militärmacht das Schlüsselthema des Diskurses der geschlossenen Welt. Computer sorgten dafür, dass die geschlossene Welt funktionierte, gleichzeitig als Technologie, als politisches System und als ideologische Fata Morgana.

[40] Haraway und Goodeve – How Like a Leaf, S. 39.

Sprachspielen. Es wäre zwar nicht uninteressant, das alles ausführlich aufzudröseln, aber das hier soll ja eine allgemeine Einführung sein, deshalb will ich mich heute auf die Figuration der Cyborg konzentrieren. Haraway erklärt:

‚Cyborgs sind kybernetische Organismen, Hybride aus Maschine und Organismus, ebenso Geschöpfe der gesellschaftlichen Wirklichkeit wie der Fiktion. Gesellschaftliche Wirklichkeit, d.h. gelebte soziale Beziehungen, ist unser wichtigstes politisches Konstrukt, eine weltverändernde Fiktion.'[41]

Kybernetische Organismen also. Haraway hat das Wort ‚Cyborg' nicht erfunden. Das Portmanteau von ‚cybernetic' und ‚organism' wurde erstmals von Manfred E. Clynes und Nathan S. Kline verwendet.[42] Clynes und Kline, ein Neurowissenschaftler und ein Psychiater, wurden im Jahr 1960 von der NASA angeheuert, um zu erforschen, wie man Menschen auf die – damals noch in den Kinderschuhen steckende – Raumfahrt vorbereiten könnte.[43] Clynes und Kline schrieben also einen Aufsatz darüber, dass der menschliche Körper durch Medikamente und Maschinen so verändert werden müsse, dass er den lebensfeindlichen Bedingungen im Weltraum standhalten könne. Raumanzüge wurden von Clynes und Kline als viel zu umständlich empfunden. Aus dem Projekt ist, aus vielleicht offensichtlichen Gründen, nie wirklich etwas geworden und Raumanzüge sind dann doch irgendwie praktischer (und humaner) als der Cyborg. Obwohl Clynes und Kline ausdrücklich und vehement darauf bestanden, dass ihr Cyborg selbstverständlich weiterhin ein Mensch sei, und kein technologisiertes Monster[44], hat sich das Wort ziemlich schnell in der Science-Fiction verbreitet, als Begriff für Wesen zwischen Mensch und Maschine. Haraway schließlich greift den Begriff auf und deutet ihn um, benutzt ihn als Metapher, um ihr politisches, emanzipatorisches Projekt zu visualisieren.

Das ist eine wichtige Unterscheidung: ursprünglich ist der Cyborg, den Clynes and Kline konzipierten, eine spekulative, aber dennoch konkrete Idee. Diese Idee wird in der Science-Fiction zu einem Charaktertopos für die Verschmelzung von biologischem Körper und Technik. Weil sie die Grenze zwischen Mensch und Maschine verwischen, sind diese Figuren häufig monströs. Dagegen birgt genau diese Verschmelzung für Haraway emanzipatorisches Potenzial. Die Cyborg ist eine Metapher für feministische Subjektivität in einer technisierten Welt. Gleichzeitig ist die Cyborg aber nicht ausschließlich als metaphorisches Gedankenexperiment oder als imaginär-utopische Traumfigur gemeint – siehe oben: ‚Geschöpfe der gesellschaftlichen Wirklichkeit wie der Fiktion'[45]. Ich zitiere noch einmal Hoppes Einführung:

‚Cyborgs werden für Haraway in ihrer doppelten Qualität als empirische Entwicklung und imaginäre – und darin theoriebildende Ressource relevant. Empirisch beobachtet Haraway eine durch die Kultur der Hochtechnologie evozierte Hybridisierung von Organismen und Maschine, eine implodierende Grenze zwischen Physikalischem und Nichtphysikalischem, aber auch eine zunehmende Nähe zwischen Mensch und Tier. Diese Implosion von Grenzziehungen macht sie in der modernen Medizin, den

---

[41] Haraway – Ein Manifest für Cyborgs, S. 33.

[42] Manfred E. Clynes und Nathan S. Kline – Cyborgs and Space, in: The Cyborg Handbook, hrsg. Chris Hables Gray, New York, London 1995, S. 29–34.

[43] Chris Hables Gray – An Interview with Manfred Clynes, in: The Cyborg Handbook, hrsg. Chris Hables Gray. New York 1995, S. 47.

[44] Ibid.

[45] Haraway – Ein Manifest für Cyborgs, S.33.

Produktionsverhältnissen, den Kommunikations- und Informationstechnologien, dem modernen Krieg und auch der Science Fiction aus.'[46]

Ich möchte an dieser Stelle nicht zu tief in Haraways Analyse von Kommunikations-, Militär-, und Informationstechnologien einsteigen und relativ schnell zur Cyborg zurückkehren. Hier wollen wir nur kurz an Hand von zwei Textausschnitten Haraways Verständnis des Verhältnisses zwischen Mensch und Maschine anschauen:

‚*Vorkybernetische Maschinen konnten noch von Geistern heimgesucht werden. Stets gab es die Vorahnung des Geistes in der Maschine. Dieser Dualismus strukturierte den Dialog von Materialismus und Idealismus, bis dieser von seinen dialektischen Abkömmlingen, je nach Geschmack Geist oder Geschichte genannt, beigelegt wurde. Doch grundsätzlich waren Maschinen nicht selbstbewegend, nicht selbstentworfen, nicht autonom. Sie konnten den Traum des Menschen nicht erfüllen, nur nachäffen. Eine Maschine war kein Mensch, keine Urheberin ihrer selbst, nur eine Karikatur dieses reproduktiven Traums abstrakter Männlichkeit. Schon der Gedanke, daß es anders sein könnte, wäre paranoid gewesen. Heute sind wir nicht mehr so sicher. Die Maschinen des späten 20. Jahrhunderts haben die Differenz von natürlich und künstlich, Körper und Geist, selbstgelenkter und außengesteuerter Entwicklung sowie viele andere Unterscheidungen, die Organismen und Maschinen zu trennen vermochten, höchst zweideutig werden lassen. Unsere Maschinen erscheinen auf verwirrende Weise quicklebendig – wir selbst dagegen aber beängstigend träge.*'[47]

Der letzte Satz ist mein Lieblingssatz im englischen Originaltext: ‚Our machines are disturbingly lively, and we ourselves frighteningly inert.'[48] Computer- und andere Hochtechnologien haben also die früher einmal vollkommen klare Grenze zwischen Technik als Werkzeug und Mensch als Schöpfer verwischt. Damit meint sie an dieser Stelle nicht unbedingt buchstäbliche körperliche Verschmelzungen, wie die monströsen Cyborgkörper aus der Science-Fiction. Es geht nicht um Kettensägenarme oder Kameraaugen. Aber es geht darum, dass unsere Gesellschaft und damit auch wir selber immer und überall von Technik durchdrungen sind, die man nicht mehr so einfach ablegen kann, die andauernd Einfluss auf uns ausübt:

‚*Die moderne Maschinerie ist ein respektloser, göttlicher Emporkömmling, der die Allgegenwart und Spiritualität des göttlichen Vaters nachäfft. Der Siliziumchip ist eine beschreibbare Fläche, ein eingeätztes Muster im molekularen Maßstab, das nur von atomarem Rauschen gestört wird, der ultimativen Interferenz des Nuklearschlags. Schrift, Macht und Technologie bilden in den Ursprungserzählungen der westlichen Zivilisation von jeher ein eingespieltes Team. Die Miniaturisierung hat allerdings unsere Erfahrungen im Umgang mit Automaten von Grund auf verändert. Miniaturisierung hat sich als Macht herausgestellt. Hier gilt nicht small is beautiful, denn klein zu sein bedeutet hier eine außerordentliche Gefahr, wie die Cruise Missiles zeigen. Man stelle einmal die Fernsehgeräte der fünfziger und die Nachrichtenkameras der siebziger Jahre neben TV-Geräte im Armbanduhrformat und handtellergroße Camcorder, die heute angeboten werden. Unsere besten Maschinen sind aus Sonnenschein*

---

[46] Hoppe – Donna Haraway zur Einführung, S. 58.

[47] Haraway – Ein Manifest für Cyborgs, S.37.

[48] Donna J. Haraway – A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century, in: Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature, New York 1991, S. 152.

gemacht. Sie sind so vollkommen licht und rein, weil sie aus nichts als Signalen, elektromagnetischen Schwingungen, dem Ausschnitt eines Spektrums bestehen. Sie sind eminent beweglich, überall einsetzbar – sie verursachen immenses, menschliches Leid in Detroit und Singapur. Menschen sind nirgendwo auch nur annähernd so ungewiß (fluid), sondern materiell und opak. Cyborgs sind Äther – Quintessenz."[49]

Haraways Auseinandersetzung mit Technologie ist hierbei weder dystopisch noch utopisch. Die Sache mit der technologischen Durchdringung der Gesellschaft und des Körpers wird weder positiv noch sonderlich negativ bewertet, grundsätzlich will Haraway hier nur die Ausgangssituation für ihre Analyse schildern. Da sind wir auch wieder beim Cyborg-Manifest als Zeitdokument der 1980er Jahre: obwohl Haraway Hochtechnologien nicht unbedingt als utopisch verklärt, liest man doch gelegentlich einen optimistischen Unterton gegenüber technologischen Zukunftspotenzialen heraus, der heutzutage etwas eigentümlich wirkt. Wir müssen auch die politische Stoßrichtung des Textes bedenken: Haraway schreibt für die feministische Bewegung der 1980er Jahre, die überwiegend jegliche Technologie als patriarchales Herrschaftsinstrument betrachtet und eine Rückkehr zur Natur propagiert, die moralischen Wert aus Ganzheitlichkeit schaffen will. Haraway verwendet in diesem Kontext den religiös konnotierten Begriff der ‚Unschuld', den sie rigoros ablehnt. ‚Unschuld' hat bei Haraway nicht zwangsläufig mit Sexualethik zu tun, es ist stattdessen ein Bild für unangetastete Ganzheit, einheitliche, naive Subjektivität und die Verweigerung, sich mit den gesellschaftlichen, technologischen, politischen Realitäten der globalisierten Welt auseinander zu setzen. Die Cyborg ist Haraways Gegenentwurf dazu. Der Cyborg ist niemals ‚unschuldig'. Hoppe schreibt: ‚Die Cyborg ist fragmentiert und unrein, aber gerade deswegen Offen für heterogene Verknüpfungen.'[50] Hier sind wir wieder bei der Partialität, und dem Potenzial der Widersprüchlichkeiten – und bei der Frustration mit Feminismen, die lieber Bäume umarmen, als sich mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen auseinanderzusetzen. Der Versuch, eine universale, natürliche, allgemein gültige feministische Ontologie zu schaffen, ist für Haraway nicht nur, wie wir wissen, aussichtslos, sondern verbaut auch die Chance auf Heterogenität. Solcher Universalismus verstärkt und essenzialisiert Dichotomien (und damit Machtverhältnisse, wo Haraway versucht, sie zu überwinden. Das geht, wie Haraway feststellt, auf Kosten marginalisierter Menschen, wie Women of Colour, die vielleicht sogar das größte Potenzial hätten, Cyborgsubjektivität zu bilden, die von Haraway beschriebene gesellschaftliche Hybridität – konkret nennt sie Arbeiterinnen in Computerchip-Fabriken in Asien.[51]

Haraway ist optimistisch, aber nicht naiv. Sie weiß, dass ihre Forderung, an der technologisierten Welt aktiv teilzunehmen, durchaus ein zweischneidiges Schwert ist. Eine Cyborgperspektive könnte einerseits bedeuten, bestehende Machtsysteme zu bestärken und das technologische Kontrollsystem endgültig global zu etablieren, den Kalten Krieg zum Paradigma zu machen. Andererseits sieht Haraway die emanzipatorische Möglichkeit, Grenzen und Dichotomien zu überwinden, Vernetzung, partielle Perspektiven und fragmentierte Identitäten zu machtvollen politischen Werkzeugen zu machen. Der

---

[49] Haraway – Ein Manifest für Cyborgs, S. 37f.
[50] Hoppe – Donna Haraway zur Einführung, S. 59.
[51] Haraway – Ein Manifest für Cyborgs, S. 39.

Raum für den politischen Kampf eröffnet sich im Widerspruch zwischen diesen beiden Blickwinkeln und Haraway warnt davor, dass es unklug wäre, nur eine der Perspektive einzunehmen. ‚Zwischen den Stühlen' ist schließlich immer noch Haraways bevorzugte Position.

‚Die Metaphorik der Cyborgs kann uns einen Weg aus dem Labyrinth der Dualismen weisen, in dem wir uns unsere Körper und Werkzeuge erklärt haben. Dies ist kein Traum einer gemeinsamen Sprache, sondern einer mächtigen, ungläubigen Vielzüngigkeit. Es ist eine mögliche Imagination einer Feministin, die in Zungen redet und dabei scharfzüngig genug ist, den Schaltkreisen der Super-Retter der Neuen Rechten Angst einzuflößen. Das bedeutet zugleich den Aufbau wie die Zerstörung von Maschinen, Identitäten, Kategorien, Verhältnissen, Räumen und Geschichten. Wenn auch beide in einem rituellen Tanz verbunden sind, wäre ich lieber eine Cyborg als eine Göttin.[52]

Das Manifest ist also einerseits ein Weckruf an den Feminismus, sich doch bitte die Birkenstock auszuziehen und die Wissenschaft und die Technik nicht den alteingesessenen Herrenbünden zu überlassen, weil der Weltuntergang droht (1985 eine ja durchaus nicht unbegründete Annahme). Andererseits steht dieses Bild für einen emanzipatorischen Anspruch der Konnektivität, in der die Dichotomien, die die Machtverhältnisse aufrechterhalten, nicht nur kritisiert, sondern ausdrücklich überwunden werden sollen und müssen. Und das geschieht spielerisch, mit Ironie und Blasphemie, mit Science-Fiction und Popkultur und radikale Offenheit gegenüber dem Anderen.

Lisa Meinecke

Bibliografie

American Sociological Association – Science, Knowledge, and Technology Award Recipient History, https://www.asanet.org/communities-and-sections/sections/current-sections/science-knowledge-and-technology-award-recipient-history/, n.d., aufgerufen am 29.11.2023.

Clynes, Manfred E., und Nathan S. Kline – Cyborgs and Space, in: The Cyborg Handbook, hrsg. von Chris Hables Gray, New York, London 1995.

Edwards, Paul N. – The Closed World: Computers and the Politics of Discourse in Cold War America, MIT Press 1997.

Gray, Chris Hables – An Interview with Manfred Clynes, in: The Cyborg Handbook, hrsg. Chris Hables Gray, New York, 1995, S. 43–53.

Haraway, Donna J – A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century, in: Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature, New York 1991. S. 149–181.

Haraway, Donna J. – Ein Manifest für Cyborgs, übersetzt von Fred Wolf, in: Die Neuerfindung Der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen, hrsg. Carmen Hammer und Immanuel Stieß, Frankfurt am Main, New York 1995, S. 33–72.

Haraway, Donna J. – Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive, übersetzt von Helga Kelle, in: Die Neuerfindung der Natur: Primaten,

[52] Ibid., S. 72.

Cyborgs und Frauen, hrsg. Carmen Hammer und Immanuel Stieß, Frankfurt am Main 1995, S. 73–97.

Haraway, Donna J. – Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature, New York 1991.

Haraway, Donna J. und Thyrza Nichols Goodeve – How Like a Leaf: An Interview with Thyrza Nichols Goodeve, Psychology Press, 2000.

Hoppe, Katharina – Donna Haraway zur Einführung, Hamburg 2022.

Kunzru, Hari – You Are Cyborg, in: Wired, Februar 1997.

Society for Social Studies of Science (Hrsg.) – Bernal Prize 1981: Earlier Bernal Prize Winners, https://4sonline.org/1981_earlier_bernal_prize_winners.php, n.d., aufgerufen am 29.11.2023.

Society for Social Studies of Science (Hrsg.) – "Ludwik Fleck Prize." Society for Social Studies of Science. https://4sonline.org/1994_earlier_fleck_prize_winners.php, n.d, aufgerufen am 29.11.2023.

Spivak, Gayatri Chakravorty – Can the Subaltern Speak?, in: Marxism and the Interpretation of Culture, hrsg. Cary Nelson and Lawrence Grossberg, Urbana, Chicago 1988., S. 271–316.

Yale University: Women's, Gender, and Sexuality Studies – WGSS welcomes Donna Haraway, https://wgss.yale.edu/wgss-welcomes-donna-haraway, n.d., aufgerufen am 29.11.2023.